
Jahres- und Tagungsbericht der Görres- Gesellschaft

2001

Mit den in Paderborn
gehaltenen Vorträgen
von Knut Backhaus
Wolfgang Clement
Otto Depenheuer
Gerfried W. Hunold
Paul Mikat
Rudolf Morsey

Jahres- und
Tätigkeitsbericht
der
Görres-
Gesellschaft

2001

Mit den in Badsteden
gehaltenen Vorträgen
von Kurt Bachmann
Wolfgang Clement
Oto Deppenberer
Gerd W. Hahnold
Paul Mikar
Rudolf Moraszy

Die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft befindet sich in
50668 Köln, Belfortstraße 9 – Fernruf 0221/73 83 17 – Fax 0221/73 70 63
Postanschrift: Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln
Postbank Köln (BLZ 370 100 50) 758 93-500
Kreissparkasse Köln (BLZ 370 502 99) 20 501

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Erster Teil:	
Wissenschaftliche Beiträge	
Knut Backhaus	5
Otto Depenheuer	23
Gerfried W. Hunold	39
Rudolf Morsey	51
Zweiter Teil:	
Die Generalversammlung in Paderborn	79
Bericht über den Verlauf der Tagung	79
Eröffnungsansprache des Präsidenten	83
Ansprache des Ministerpräsidenten des Landes NRW, Wolfgang Clement	93
Hans Michael Körner, Laudatio auf Laetitia Boehm anlässlich der Verleihung des Ehrenringes der Görres- Gesellschaft	99
Sektionsberichte	103
Dritter Teil:	
Jahresbericht	
I. Vorstand und Sektionsleiter	167
Träger des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft	170
II. Beirat	171
III. Haushaltsausschuß	185
IV. Mitgliederstand	186
V. Unsere Toten	186
VI. Institute und Auslandsbeziehungen	187
Institut Rom	187
Institut Madrid – Fundación Biblioteca Alemana Goerres	192
Institut Lissabon	192
Institut Jerusalem	192
Institut für Interdisziplinäre Forschung	194
VII. Publikationen	195

INHALTSVERZEICHNIS

Seite	Titel
	Erster Teil
	I. Wissenschaftliche Beiträge
	Kurt Bockhaus
	Zur Darstellung
	Gedicht W. Humboldt
	Richard Meyer
	Zweiter Teil
	Die Gesamtentwicklung in Tübingen
	Bericht über den Verlauf der Lösung
	Erfolgszusammenhang der Fächer
	Angehörige des Abenteurerkollegs des Jahres 1900
	Wolfgang Cramer
	Hans Hübel, Rudolf Lohmann und E. Lohmann
	Anlässlich der Feier der Eröffnung des Erziehungswissenschaftlichen Instituts
	Gedicht
	Schlusswort
	Dritter Teil
	Jahresbericht
	I. Vorstand und Beirat
	II. Tätigkeiten des Vereins
	III. Kassenbericht
	IV. Mitgliederversammlung
	V. Literatur
	VI. Literatur und Auslandsbeziehungen
	Literatur
	Literatur - (Literaturbibliothek)
	Gedicht
	Gedicht
	Gedicht
	Gedicht
	VII. Publikationsverzeichnis

Erster Teil

Knut Backhaus

„In das Gebiet der Aufgeklärten siegreich eingefallen!“ Über das geistige Genre einer scheinbar schwarzen Stadt

An eigenen Quellen

Nach gutem Brauch führt der Eröffnungsvortrag den Mitgliedern der Görres-Gesellschaft das Lokalkolorit der gastgebenden Stadt vor Augen. Im Fall von Paderborn scheint dies denkbar einfach: Das Lokalkolorit ist schwarz. Damit muß der Paderborner leben. Er versucht es auch. Der Versuchsvarianten gibt es drei: Da ist trotziger Stolz, mit dem so mancher Pohlbürger, überraschend genug, sich als Blutsverwandter von Malcolm X zu erkennen gibt: „I'm not ashamed, I say it loud: I'm black, and I'm proud!“ Da ist gekränkte Griesgrämigkeit, mit der vor allem Geschichtskenner darauf verweisen, daß die Rede vom „schwarzen Paderborn“ in jener Zeit propagiert wurde, als Deutschland selbst braun war. Und da ist etwas krampfhaft Verleugnung, die dem ewig Heutigen schon einmal zur Selbstironie gerät – wie den heimischen Stadtentwicklern und Image-Bastlern, denen, um das Image der Stadt aufzuhellen, nichts Helleres einfiel als der Slogan: „Paderborn – mehr als schwarz!“ Aber da liegt ja das Problem: tiefschwarz, rabenschwarz, eben – wie spöttisch seit je gesteigert wird: Schwarz – Münster – Paderborn!

Abzustreiten ist es nicht: Die Aufklärung hat sich mit Paderborn schwer getan – und Paderborn mit der Aufklärung. Das Fürstbistum ist jenes Ländchen P., dessen Milieu Annette von Droste-Hülshoff in der „Judenbuche“, ihrem „Sittengemälde aus dem gebirgichten Westphalen“ – so stellt sich das „Paderbörnische“ der Münsterländerin dar – verewigt hat: ein abgeschlossener Erdwinkel „ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und eine Reise von 30 Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte“¹. Was die Stadt von der französischen Revolution mitbe-

¹ Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westphalen (1842), in: Dies., Sämtliche Werke in zwei Bänden. Hg. von B. Plachta u. W. Woesler, I, Frankfurt a.M. 1994, 11-62, hier: 11.

kam, war der Kopf des Bischofs von Le Mans, den dieser hierher zu retten wußte. Als zur gleichen Zeit mit dem vernunftbewegten Deutschland-Reisenden ein neuer Bildungstyp aufkam, da zog das ostwestfälische Bistum indes auch aufgeklärte Köpfe an, die über die Erlebnisse von wenigen Stunden auf um so mehr Seiten die Öffentlichkeit belehrten². Ein Beispiel für viele: 1789 besuchte Joachim Heinrich Campe (1746-1818) Paderborn: in mancher Hinsicht der deutsche Rousseau, Erzieher der Gebrüder Humboldt, maßgeblicher Pädagoge der deutschen Aufklärung, zu Paderborns Mißgeschick auch einer der einflußreichsten Reiseschriftsteller seiner Zeit.

„Statt der thätigen Volksmenge [so hält er fest], welche das Straßengewühl einer industriösen Stadt zu einem so angenehmen Schauspiel machen, sieht man hier die Straßen mit müßigen Geistlichen, mit andächtelnden, in schwarze Regentücher gehüllten, und einen Rosenkranz am Arme tragenden Weiblein, die zur Messe schleichen, und mit Bettlern bevölkert, die für die Gabe, die sie fordern, sich anheischig machen, alle heiligen Messen für dich zu hören“³.

Vor allem dies beklagte Campe, daß er von „zweckmäßigen neuern Anstalten zur Aufklärung [und] Veredelung des Volks ... hier nicht eine [habe] auskundschaften können. Und doch scheint in dem ganzen nördlichen Deutschland ... wol keine andere Gegend solcher Anstalten mehr zu bedürfen, als diese“. Man wünschte sich, der gelehrte Kritiker habe die Paderborner Universität übersehen, die damals im 175. Jahre stand. Aber – leider – er hat sie wahrgenommen, und gerade dieser Umstand schien ihm das barsche Urteil zu begründen. So scheidet der Reisende von Leuten, die ihn „bis zum Erbarmen finster“ dünken, und nicht ohne „Dummheit, Aberglauben, verschrobene und verunstaltete Menschheit auf jeglichem Gesichte“ notiert zu haben, ein Sachverhalt, den er darauf zurückführt, daß das Katholische mit seinem Hang zur Nichtstuerei der Aufklärung fremd gegenüberstehe⁴.

² Vgl. W. RICHTER, Der Übergang des Hochstifts Paderborn an Preußen, in: WZ 62, II (1904) 163-235; F. KEINEMANN, Zeitgenössische Ansichten über die Entwicklung von Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur in den westfälischen Territorien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: WZ 120 (1970) 399-454; A. HEGGEN, Paderborn in der Publizistik des 18. Jahrhunderts. Ein Nachtrag, in: WZ 126/127 (1976/77) 450-453; DERS., Staat und Wirtschaft im Fürstentum Paderborn im 18. Jahrhundert, Paderborn 1978 (SQWFG 17), 14-26.

³ Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend. 8. Theil: Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonath 1789, Braunschweig 1790, 27-39; Zit. in der Zuschrift eines anonymen Lesers: Etwas über Paderborn, in: Neues Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik Bd. 2, H. 6, 1790, 137-141.

⁴ Ein ganz ähnlicher Eindruck über den „finstern Schatten des Krummstabes“ bei Justus GRUNER, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und

Die Verächter der Paderstadt stellten sich freilich unter Aufklärung nicht selten Preußentum vor: militärische Zucht, Gewerbefleiß, eine auf das Nützliche reduzierte Religion, eine Hochschule, eher der Kameralistik als den Orientierungswissenschaften zugewandt. Die Verteidiger ihrerseits forderten Aufklärung über solche Aufklärer: „besser kein Licht, als gauckelnde Irrwische! ... ich will lieber einen Acker mit wucherndem Unkraute, als ein festgestampftes Sandfeld“ heißt es in einer Replik auf Campe⁵. Gewiß, dabei spielte vorrational die Liebe zum Land eine Rolle, die bekanntlich nicht blind macht, sondern sehend, und der immerhin Heinrich Heine in seinem „Gespräch auf der Paderborner Haide“⁶ Tribut zollt, als er den Fragesteller, der fünfmal in Paderborn das Traumland erblickt und fünfmal auf die karge Wirklichkeit verwiesen wird, am Ende meutern läßt:

Nun, mein Freund, so magst du lachen
Ueber des Phantasten Frage:
Kannst doch nicht zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage!

Paderborn – Heinrich Heines Traumland! Triftiger freilich wirkt es, wenn die Liebhaber gegen die erzieherische Fremdaufklärung die Selbstaufklärung des denkenden Subjekts zur Geltung brachten. Kant in seiner klassischen Definition der Aufklärung übersetzt das „Sapere aude!“ mit „Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!“ Von der Eigenart des Verstandes aber – das ist uns nach Wittgenstein etwa deutlicher als dem 18. Jahrhundert – ist die Eigenart der Lebensform nicht zu trennen, und damit ist auch der Lebensraum nicht einfachhin eine Vernunftschranke, sondern ein unabdingbares Konkretum, das der individuellen Vernunft Reibungsfläche, Erfahrungswert und Zielrichtung vermittelt. Hier nun erlaube ich mir gleich einen zweiten Slogan anzubringen, der für Paderborn werben soll: „An den Quellen leben!“ Vordergründig ist damit an die namenstiftende Tatsache erinnert, daß die Pader – Deutschlands kürzester Fluß – sich aus gut zweihundert Quellen nährt, die mit 5000 l Wasser pro Sekunde rings um den Dom aus der Tiefe steigen. Hintergründig klingt an, daß es zur unverwechselbar eige-

bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1802/03, I, 102-114.

⁵ Alois Wilhelm SCHREIBER, Bemerkungen auf einer Reise von Straßburg bis an die Ostsee. – Im Sommer 1791, 2. Hälfte Leipzig 1794; mitgeteilt bei A. HEGGEN, Ein bislang unbekannter Reisebericht über Paderborn aus dem Jahre 1794, in: WZ 133 (1983) 77-83.

⁶ Dazu A. HEGGEN, Heinrich Heine: „Gespräch auf der Paderborner Haide“ (1821), in: WZ 129 (1979) 410-414.

nen, auch katholischen Urbanität Paderborns gehört, an Borneu verortet zu sein, aus denen sich mit eigener Vernunft leben läßt. Mag auch der breite Strom der Aufklärung Paris, Berlin und Cambridge bewässert haben, die Paderborner schöpfen gesundes Wasser aus eigenem Grund.

Da Sie, meine verehrten Damen, meine Herren, sich mehr Zeit für diese Stadt nehmen als seinerzeit Campe, darf ich Ihnen diese innere Topographie erschließen: in der Hoffnung, daß Ihnen sichtbar wird als ihm, aus welchen Quellen diese Stadt lebt. Ein Rundgang empfiehlt sich, bei dem wir vier Paderborner Aufklärer in den Blick nehmen – nicht als isolierte Genies, sondern als Vertreter des geistigen Genres dieser Stadt. Jeder dieser vier Aufklärer steht für eine Strömung, die noch immer Paderborn prägt; sie alle vier stehen für die Epochen Paderborns: Mittelalter, frühe Neuzeit, neueste Zeit, Gegenwart; jeder ist einem Ort verbunden, an dem Sie sich in diesen Tagen – wohl spurensuchend – aufhalten werden⁷. Ich beginne, wie es nahe liegt, an dieser ältesten Hochschule Westfalens, führe Sie über Kaiserpfalz und Dom zur (nicht nur chronologisch, sondern nach Lebenskraft und Schwungfrische) jüngsten Hochschule Westfalens und setze Sie in aufgeklärter Schwärze im Lesesaal dieser Fakultät wieder ab.

1. Friedrich Spee Oder: Aufklärung durch Tiefe

Diese Tage bieten Ihnen Gelegenheit, unseren Haupttrakt zu besichtigen: die Universitätskirche St. Franz Xaver, 1692 vollendet, ein in Stein und Stuck gehauenes Stück Rom mitten in Westfalen, dessen Hochaltar, der größte Barockaltar Nordwestdeutschlands, im Krieg zerstört, zur Zeit neu ersteht; dann die Flure des Studiengebäudes, die ebenfalls be- redtes Zeugnis von der Gründungsphase unserer Hochschule ablegen: 41 Gemälde des westfälischen Landschaftsmalers Fabritius, die mit ungewöhnlichem Dokumentationswert Städte, Dörfer und Burgen des

⁷ Einschlägig gelehrte Fachgenossen, allen voran Regionalhistoriker, werden gebeten, das fremdenführerische Leitmotiv freundlich zu beachten. Auf die Diskussionsdiskussion könnte ich mich nur dann einlassen, wenn Paderborn in mein eigenes Fach – das Neue Testament – fiel; dies ist aber nur sehr mittelbar der Fall. Stellvertretend für alle Spezialliteratur verweise ich auf die instruktive Stadtgeschichte: F. Göttmann, K. Hüser u. J. Jarnut (Hg.), Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, 3 Bde., Paderborn (1999)²2000.

„Ländchens P.“ zeigen und wohl ahnen lassen, was später Campe vor dem äußeren und Heine vor dem inneren Auge stand. Dazu blicken, eher ab- als aufgeklärt, 30 Große auf Sie herab: Päpste, Kaiser, Fürstbischöfe, vor allem Jesuiten. Einer fehlt.

An diesen erinnert das einzige moderne Kunstwerk (Franz Brune, 1995), das Sie gleich beim Betreten des Hauptgebäudes vor ein Rätsel stellt: auf einer unbeweglich-schweren Platte kalter, spitzer Stahl, dessen Formen Hexenbesen und Reisigbündel andeuten. So kann man, in scharfer Rationalität und tödlicher Präzision, Theologie, Wissenschaft überhaupt treiben. Um die Bündel windet sich in einem weichen Leinentuch ein Zeugnis humaner Vernunft, vielleicht das mutigste der deutschen Glaubensgeschichte. Denn Aufklärung zu treiben ist nicht schwer unter den Vorzeichen spritziger Modernität. Dort aber, wo es zunächst der schmerzhaften Selbstaufklärung bedarf, wo es das eigene Glauben und Leben zerreißt und bedroht, dort erst verwandelt sie mit ihrem Licht Menschen und so auch Zeiten. Das Leinentuch zeigt das Titelblatt der „Cautio criminalis“ des Friedrich Spee (1591-1635). Das verzweifelt tapfere Buch gegen die Hexenprozesse, 1631 gedruckt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach hier geschrieben worden.

Spee gehörte zur Pioniergeneration der 1614 von Dietrich von Fürstenberg gegründeten und den Jesuiten anvertrauten, im Folgejahr von Papst und Kaiser mit den höchsten Rechten ausgestatteten Universität⁸. Von 1623 bis 1626 lehrte er Philosophie, von 1629 bis 1631 Moraltheologie, das erste Mal durch die Pest, das zweite Mal durch die Dumpfheit eines Rektors vertrieben. Bei ihm studierte hier Hermann Busenbaum (1600-1668), maßgeblicher Moraltheologe des 17. Jahrhunderts, mit seinen Darlegungen zur Notwehr auch gegenüber dem Tyrannen und zum erlaubten Mittel beim erlaubten Zweck auch einer der meistdiskutierten. Zu seinen Paderborner Hörern zählte ferner – wir feiern seinen 400. Ge-

⁸ Zur Geschichte der Paderborner Hochschule vgl. J. FREISEN, Die Universität Paderborn I, Paderborn 1898; B DUHR, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, 4 Bde., Freiburg i.Br. – München 1907-1928, bes. II/1, 37-50; W. RICHTER, Die Einrichtung der bischöflichen philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Paderborn, in: WZ 69, II (1911) 91-206; K. HONSELMANN, Die Philosophisch-Theologische Akademie in Paderborn und ihr Stiftungsvermögen, Paderborn 1954; DERS., Die Universität Paderborn, in: 1100 Jahre Paderborner Schulleben. Ein geschichtlicher Rückblick, Paderborn 1964, 26-36; K. HENGST, Jesuiten an Universitäten und Jesuitenuniversitäten, Paderborn 1981 (QFG 2), 184-205; DERS., Die Academia Theodoriana zu Paderborn. Westfalens älteste Universität, in: ThGl 79 (1989) 350-378.

burtstag – Athanasius Kircher (1601-1680), der zum barocken Enzyklopädisten schlechthin werden sollte, Brieffreund der großen Gelehrten seiner Zeit bis hin zu Leibniz, Altorientalist, Ägyptologe, Sinologe, Mathematiker, Mediziner, Musik-, Technik-, Naturforscher, Astronom und Vulkanologe, Kosmopolit und Abenteurer, vor allem aber Theologe, der die zersplitterten Welten, in denen er lebte, zur „ars magna sciendi“ faßte.

Es überrascht, wieviel Entdeckerfreude dem inneren Menschen möglich ist inmitten der Erfahrung äußersten Elends. Spees Jahre in Paderborn waren sehr konkret vom Dreißigjährigen Krieg überschattet, von Zwistigkeiten im Kollegium, von der Pest, vor allem vom Hexenwahn. In dieses Milieu hinein ein Buch, das juristisch und theologisch kühl an den Verstand und menschlich an das Mitleiden appelliert, ein Buch, dessen Verfasser Punkt für Punkt aufklärt, listig mitunter, durch empirischen Nachweis, vernünftige Prüfung, der – in einer Zeit, als der Zweifler selbst in den Verdacht des Teufelsbunds geriet – die christliche Obrigkeit mit Nero, die Hexen mit den urchristlichen Märtyrern vergleicht und – Humanist mit Haut und Haaren – dem ganzen als Motto Seneca voransetzt: „Ich will dir zeigen, was den großen Herren mangelt, und was denen fehlt, die alles besitzen: *einer, der die Wahrheit spricht*“ (De beneficiis 6,30,3). Dieses Buch – so stellt Joachim-Friedrich Ritter fest – hat das Zeitalter der Aufklärung eingeleitet⁹.

Der Paderborner Weihbischof nannte es einen „liber pestilentissimus“, bei den Studenten war es ein Renner. Unter diese schrieb sich 1644 Ferdinand von Fürstenberg ein, der zu einer der gelehrtesten Herrscherpersönlichkeiten des Reiches wurde und, zeitweise (1680-1683) von dem bahnbrechenden Anatomen Niels Stensen als Weihbischof unterstützt, dem Paderborner Bistum eine kulturelle Blütezeit schenkte, in der auch das Unwesen der Hexenprozesse ein Ende fand. Wegen seines cartesianischen Vertrauens in die *ratio recta*, unerschütterlich aufrechterhalten gegen alle Plausibilitäten der Mehrheit, hat man Friedrich Spee den „Aufklärer der Aufklärer“ genannt¹⁰. Wo lagen die Quellen für solchen Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen?

⁹ In der Textausgabe Friedrich von Spee, *Cautio Criminalis* oder Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse, München (1982) ⁵1987, XXXIII.

¹⁰ G. JEROUSCHEK, Friedrich Spee als Justizkritiker. Die *Cautio Criminalis* im Lichte des gemeinen Strafrechts der frühen Neuzeit, in: G. Franz (Hg.), Friedrich Spee zum 400. Geburtstag, Paderborn 1995, 115-136.

In genau diesen Jahren schrieb er, inmitten des Gebrülls der Landsknechte und der Tiraden der Hexenjäger, an seiner lyrischen Gebetssammlung „Trutz-Nachtigall“ mit ihrer zauberhaften Schöpfungsliebe, ihrer Freude an einem Gott, der schön ist, und ihrem Urvertrauen, von ihm erlöst zu sein. Hier wohl rühren wir an eine helle Seite des „Schwarz“. Die Geradlinigkeit der *Cautio* und die Warmherzigkeit der geistlichen Lieder bilden keinen Gegensatz, sondern bedingen einander. Es gibt eine eigene Vernunft des Glaubens, die aus der lebendigen Nähe zum unendlichen Gott die geistigen Schranken der Umwelt zu sprengen vermag und die sich affektiv tiefer verwurzelt und ethisch deutlicher gebunden weiß, als es das heuristische Postulat praktischer Vernunft je könnte. 1622 erschien eines der frühen Lieder Spees, das man – so gesehen – als Dokument einer Aufklärung im Glaubenslicht verstehen kann: „Reiß ab vom Himmel Tor und Tür, reiß ab, wo Schloß und Riegel für! ... O Sonn, geh auf, ohn deinen Schein, in Finsternis wir alle sein!“ – Aufklärung durch Tiefe.

2. Magister Reinher Oder: Aufklärung durch Weite

Vom „Kamp“ begeben wir uns durch eine Gasse mit dem nicht gerade weltmännischen, aber ebenfalls tausendjährigen Straßennamen „Grube“ ins Paderquellgebiet, zu Dom und Kaiserpfalz, dem Mittelpunkt Paderborns – einem Mittelpunkt, der von Anfang an Weite atmet: Bereits 777, als der Frankenkönig Karl hier zur ersten Reichssynode auf sächsischem Boden lud, erschien auch eine arabische Gesandtschaft. 799 suchte Papst Leo III., um Hilfe in römischen Händeln werbend, den in der Pfalz residierenden König auf, ein Besuch, der mit der Kaiserkrönung zu Rom weltgeschichtliche Folgen hatte: Sacerdotium und Imperium, deren Feindschaft das Mittelalter bestimmen sollte, sah Reinhold Schneider an dieser Stätte verbunden, die ganze Hoffnung und die Tragik des Reiches, das im dreißigjährigen Krieg zwischen Sachsen und Franken entstand und in einem anderen dreißigjährigen Krieg gerade hier verwüstet werden sollte – eine Stadt, „die Anfang und Ende, Tat und Schuld bezeugt: als Ursprung und zugleich als verschütteter Born des Reichs“¹¹. 836 leg-

¹¹ Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich, Leipzig 1934, 19-30; vgl. W. SCHMITZ, Der verschüttete Born des Reiches – Reinhold Schneiders tragischer Blick auf die Geschichte, in: J. Meyer zu Schlochtern u. D. Hatstrup (Hg.), Geistliche und weltliche Macht. Das Paderborner Treffen 799 und das Ringen um den Sinn von Geschichte (PaThSt 27), Paderborn 2000, 39-63.

te ein Akt kultischer Entwicklungshilfe, die Überführung der Gebeine des hl. Liborius, den Grund zur dauernden Bruderschaft zwischen dessen Bistum an der Sarthe und der sächsischen Neugründung. Ein Kleinod Paderborns, die Bartholomäus-Kapelle bei der Kaiserpfalz, in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts mit Hilfe byzantinischer Werkleute erbaut, legt eine Spur zur architektonischen Kunst des Ostens. Zu dieser Zeit entstand die Imad-Madonna, eine der frühesten Vollplastiken des Westens (und – wenn ich mir dieses Privaturlaub erlauben darf – in Deutschland die sehenswerteste). In solchem Milieu gedieh die Domschule¹², an der neben Imad (1051-1076) etwa Anno von Köln (1056-1075) studierte; ihr Leiter war lange Zeit Altmann, der spätere Bischof von Passau (1065-1091). Einen Schwerpunkt setzte sie bei den mathematischen und naturkundlichen Studien, und hier hat sie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein Meisterwerk wissenschaftlicher Aufklärung hervorgebracht.

Sein Urheber war der Kanoniker, später Domdechant Reinher¹³. Einen *Computus emendatus* schuf dieser Magister, eine Korrektur der üblichen Kalenderberechnung, wie sie erst 1582 im Gregorianischen Kalender realisiert wurde. Didaktisch geschickt und sprachlich elegant, ist Reinher, sofern dokumentiert, der erste Abendländer, der seinen Lesern Kenntnis über den jüdischen Mondkalender verschafft. Vor allem ist er der erste namentlich bekannte Verfasser eines eigenständigen mathematischen Werkes, das sich arabischer statt römischer Zahlzeichen bedient, und zwar, wie der Verfasser sich im Vorwort entschuldigt, „propter scribendi et computandi compendium“ – um abgekürzt schreiben und rechnen zu können. Wer mit römischen Ziffern addiert oder dividiert oder nur die Jahreszahl 1999 römisch beziffert, wird sich des Vorteils rasch bewußt. Den Zeitgenossen indes mußte erst deutlich werden, daß zwei Einserzeichen nebeneinander nicht Zwei, sondern eine ehrliche Elf sein sollen. Die folgenschwerste Neuerung lag darin, daß auf diese Weise die Ziffer Null in die Rechenoperation eingeführt wurde. Dies dünkte den Zeitgeist geradezu liederlich: eine Ziffer, mit der zu multiplizieren, addieren oder subtrahieren nicht lohnte und zu dividieren nicht wirkte, die links von

¹² Vgl. K. Honselmann (Hg.), Von der Domschule zum Gymnasium Theodorianum in Paderborn, Paderborn 1962 (SQWFG 3).

¹³ Die Wiederentdeckung des Gelehrten verdanken wir Klemens HONSELMANN: Magister Reinher. Schrittmacher für die Kalenderreform und die moderne Rechenkunst, a.a.O., 107-126. Kritische Textausgabe: Le comput emendé de Reinherus de Paderborn (1171). Hg. von W.E. van Wijk, Amsterdam 1951 (VNAWL 57,3).

der Zahl nichts veränderte, rechts davon aber den zehn- und hundertfachen Wert erschwand! Den Algorithmikern – so nannte man bald die Anhänger der neuen Methode nach dem persisch-arabischen Mathematiker Al-Charismi – galt herber Spott. Die Null, ereiferte sich an der Pariser Artistenfakultät Alanus ab Insulis (um 1125-1203), verhalte sich zur Zahl wie die Fledermaus zum Vogel. Ein Kleriker, der die Gottesmutter nicht verehere, galt der zeitgenössischen Kritik nicht nur als Hornvieh und Schaf, sondern auch als Algorithmus-Null. Darin also war sich die Intelligenz einig, daß die Verfechter der Null selbst zu Nullen wurden. Reinher derweil rechnete mit Tausenden und Millionen: „perspicacissimus calculator“ nennt ihn bewundernd ein Abschreiber – „klarsichtiger Rechenkünstler“ – Aufklärer von rationell-zupackender Art.

Auch hier: Wo liegen die Quellen für den Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen? Ich sehe sie in der skizzierten kulturellen Weite der Domschule. Man hat vermutet, daß der Magister sich in Barcelona, Toledo oder Sevilla mit jüdischem Kalender und arabischem Zahlensystem vertraut gemacht hat, vielleicht bei rabbinischen Theologen und maurischen Gelehrten. Byzantiner, Franzosen, Westfalen, Juden, Araber im Dombezirk – das Schwarz als Symbol kultureller Synthese. Das „Modell Alhambra“ – eine Spur davon hat die Anfänge Paderborns geprägt.

Anfänge, die eine Fortsetzung hatten! Die Verbindung zwischen Paderborn und Le Mans im Zeichen des Liborius hatte Bestand und wurde mitten in zwölfhundert Jahren Krieg zwischen den „Erbfeinden“ Deutschland und Frankreich unbeirrbar zur „Erbfreundschaft“. Die helle Rechenkunst des Reinher fand ungeahnte Fortsetzung in jüngster Zeit. Aus dem *Computus* wurde der Computer: Buchstäblich bei der Null beginnend, hat Heinz Nixdorf (1925-1986) Maßstäbe für die einschlägige Technologie und ihre Marktmöglichkeiten gesetzt. Das Heinz-Nixdorf-Forum präsentiert heute das weltweit größte Computer-Museum, und unsere Schwesterhochschule im Süden der Stadt bietet als „Universität der Informationsgesellschaft“ gerade in diesem Bereich ein Leistungstableau von internationalem Erststandard. Die Mischung von „Laptop und Libori“, die Paderborn ein wenig das Bayernland von Nordrhein-Westfalen sein läßt, belegt, daß ein alter Glaube neue Horizonte zu stiften vermag, daß er lebendige Kulturen verbindet, ohne ihnen ihre humane Mitte zu nehmen, und klug kalkulierende Leistung freisetzt, ohne sie inhuman mit dem Ganzen zu verwechseln. Aufklärung durch Weite.

3. Paul Simon Oder: Aufklärung durch Tradition

Wir bleiben im Dombezirk, überspringen jedoch das Jahrtausend und begeben uns in eine Welt, in der gerade auch die Görres-Gesellschaft Profil gewonnen und vermittelt hat. Konrad Martin (1812-1879), Paderborner Bischof während des Kulturkampfes, hat in seiner Studienzeit Görres in München gehört. In seinen „Erinnerungen“ notiert er dankbar – im Jubiläumsjahr ist Überschwengliches erlaubt: „Alles, was sich an der Universität lebhaft für katholisches Wissen und Leben interessierte, sammelte sich schon damals um ihn, wie um ein Panier. Er ist, der vor einigen Jahren entstandene Görres-Verein beweist es, ein solches Panier bis auf den heutigen Tag geblieben und ich bin davon überzeugt, er wird es auch ferner bleiben“¹⁴. 1891 folgte ihm Hubertus Simar (1835-1902) ins Paderborner Bischofsamt, der 15 Jahre zuvor die Görres-Gesellschaft mitbegründet hatte. Für die Qualität dieser Hochschule bedeutete der Gelehrte auf der Kathedra einen Sprung nach vorn: Er gewann etwa den inmitten neuscholastischer Spekulationsfreude unverdrossen geschichtlich argumentierenden Dogmatiker Bernhard Bartmann (1860-1938) und den Alttestamentler Norbert Peters (1863-1938), einen Vorkämpfer historisch-kritischer Geistesfreiheit im Kontext katholischer Theologie, der in der Modernismus-Krise mit dem üblichen Rückgrat das übliche Schicksal eines hellseherischen Exegeten durchzustehen hatte.

Damit sind zwei Lehrer und Kollegen von Paul Simon (1882-1946) genannt, den ich Ihnen als Repräsentanten der Paderborner Theologie des 20. Jahrhunderts vorstellen möchte¹⁵, einer Theologie, die mitunter etwas ungeduldig, im Einzelfall auch etwas verbittert, und eher mit der Hellebarde als mit dem Florett zu fechten versteht, die aber, wenn das Schlachtgetümmel verrauscht ist, erstaunt feststellt: Ihr Fechtpartner, das Schulwissen, geht nicht verletzt, sondern bereichert, wenn auch danklos, davon.

Paul Simon vertrat an dieser Hochschule die Patrologie und wechselte 1925 als Systematiker nach Tübingen, das er acht Jahre später, im Amt des Rektors den „Machtergreifern“ lästig geworden, verließ, um als Pa-

¹⁴ Zeitbilder oder Erinnerungen an meine verewigten Wohlthäter, Mainz 1879, 53.

¹⁵ Vgl. J. HÖFER, Erinnerungen an Dompropst Professor Dr. Paul Simon, in: P.-W. Scheele (Hg.), Paderbornensis Ecclesia. FS L. Jaeger, München 1972, 631-688; D. RIESENBERGER, Der Paderborner Dompropst Paul Simon, Paderborn 1992.

derborner Dompropst etwas geschützter zu wirken. Mit einigen Stichworten sei seine geistige Welt angedeutet: das für die Paderborner Tradition insgesamt anziehende Oeuvre John Henry Newmans, der Einfluß von Ildefons Herwegen und der liturgischen Bewegung, die enge Lebensfreundschaft mit Heinrich Brüning, die Mitbegründung des Katholischen Akademikerverbandes, die rege Wirksamkeit in der Görres-Gesellschaft, seine Schüler Theoderich Kampmann und Josef Höfer, Carl Muths Zeitschrift „Hochland“ und auch die Zeitschrift „Theologie und Glaube“, die heute im 92. Jahrgang von den Professoren der Theologischen Fakultät herausgegeben wird. Zwei Lebensthemen nur greife ich heraus.

Paul Simon gehört – etwa neben Max Joseph Metzger, Matthias Laros, Robert Grosche – zu der kleinen Theologenschar, die der ökumenischen Bewegung im deutschen Katholizismus zum Durchbruch verholfen hat. Seine regen Kontakte zu evangelischen Theologen gehen in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück. Von den Anfängen seines wissenschaftlichen Wirkens an bis zu seinem Tod 1946 publiziert und organisiert er in unaufdringlicher Leidenschaft mit Blick auf die „Wiedervereinigung der Kirche und die Einheit des Abendlandes“¹⁶. Die gemeinsam durchlittene Not des „Dritten Reiches“ festigt die existentielle Basis dieser Haltung. 1939 leitet Simon seinen Aufsatz „Kirche und Kirchen“ mit einem Zitat von Paul Schütz ein:

„Die Kämpfe, die wir heute in Deutschland durchmachen und die sich heute bei uns in Deutschland innerhalb der evangelischen Christenheit in besonderer Weise zuspitzen, sind die weltgeschichtlichen Symptome für das Ende einer ganzen Epoche. Was hier zu Ende geht, sind die Kirchen als eine Mehrzahl, als eine Feindschaft, als ein zerrütteter Haufen. Was hier zu Ende geht, ist der Widersinn, um nicht zu sagen die Blasphemie, die sich ausdrückt in dem Plural Kirchen.“¹⁷

Dem Dompropst gelang es, Lorenz Jaeger (1892-1975), der 1941 Erzbischof wurde, mit der Idee der *Una Sancta* vertraut zu machen. Spürbar wurde dies bereits ein Jahr später in Jaegers Votum zur ökumenischen Frage vor der Fuldaer Bischofskonferenz, nachhaltig dann 1960 bei der Errichtung des römischen Einheitssekretariats und in Jaegers ökumenischem Einsatz auf dem II. Vaticanum. Die Gründung des Jaeger-Stählin-Kreises 1946 in Werl war noch unmittelbar Simons Verdienst: Während

¹⁶ So der Titel eines Aufsatzes in ThGl 21 (1929) 1-20.

¹⁷ In: P. SIMON, K.A. MEISSINGER, O. URBACH, Zum Gespräch zwischen den Konfessionen, München 1939, 5-20, hier: 5.

Jaeger und der Oldenburger Landesbischof Wilhelm Stählin (1883-1975) präsidierten, teilten sich Edmund Schlink (1903-1984) und Paul Simon die theologische Leitung. Als eine bleibende Frucht dieser Pionierzeit darf man das unserer Hochschule angegliederte Johann-Adam-Möhler-Institut sehen, das die ökumenische Bewegung in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus wissenschaftlich begleitet, dokumentiert und fördert.

Nicht allen katholischen Ökumenikern kann nachgesagt werden, daß ihre Universitätskarriere 1933 zu Ende war. Das zweite große Thema Simons ist seine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. 1934 publizierte er die Schrift „Mythos oder Religion“¹⁸, mit mehreren Aufsätzen flankiert, die wohl gründlichste Auseinandersetzung mit Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“, namentlich mit der Rassenlehre – als Prototyp des nordischen Menschen schlägt Simon ironisch Winnetou vor¹⁹. Mehrfach suchte er die Auseinandersetzung unter einem Stichwort, das er auf Görres zurückführte: „Weltanschauungskrise“²⁰. Seine – staatlich dann verbotene – Studie „Weltanschauung“ von 1935 vertrat die Kernthese, es sei unmöglich, auch für ein Volk, dauerhaft einen zweitrangigen Wert zum Höchstwert zu machen. Wo dies geschehe, werde selbst der Dienst für das Vaterland zur Surrogat-Religion. Ohne genuin religiöse Wurzeln setze Weltanschauung die Menschenwürde zur Disposition und steigere „für eine bestimmte herrschende Schicht“ Innerweltliches zum Absoluten²¹. 1936 veröffentlichte er sein Buch „Das Menschliche in der Kirche Christi“, das den Stier der nationalsozialistischen Kirchenkritik mit soviel theologischem Freimut und soviel politischer Verve an den Hörnern packte, daß die Reichsschrifttumskammer es postwendend verbot²².

Aufklärung über das Evangelische im Katholischen, Aufklärung über das Pagane am Nationalismus. Fragen wir auch hier nach den Quellen für den Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen! Durch Simons Schriften bewegt sich ein Leitwort, das schon bei Görres den eigentümlichen Klang kultivierten Christentums, christlich beseelter Kultur hat.

¹⁸ Paderborn (1934) ⁴1935; vgl. DERS., Der Mythos des 20. Jahrhunderts, in: ThGl 26 (1934) 273-301.

¹⁹ A.a.O., 84.

²⁰ Die geistigen Wurzeln unserer Weltanschauungskrise, Stuttgart 1933, bes. 5.

²¹ Weltanschauung, Paderborn 1935, bes. 35-55.

²² Freiburg i.Br. (1936) ³1948.

Dieses Wort lautet Abendland. Es dient Simon wie manchem seiner Mitstreiter als kultureller Oppositionsbegriff gegen das „Dritte Reich“ wie als geschichtstheologischer Leitbegriff einer pluralen Einheit des Christlichen. Ob der Begriff heute normativ tauglich ist, darüber mag man streiten²³. Aber als Leitbild leistet er seinen Dienst: er schaut zusammen, was zusammengehört, trennt, was in der Wurzel unvereinbar bleibt, und nimmt seinen Maßstab dafür aus der inneren Mitte einer zweitausendjährigen Synthesegeschichte von Bibel und Hellas. Überlieferung wird dort stark, wo sie sich nicht anklammert an das Herkömmliche, sondern wo sie gegen das Daherkommende aufbegehrt, wo sie gegen die überwältigende Macht des Tages die befreiende Weite sinnstiftender Erfahrung setzt. Vielleicht war es das schönste Plädoyer für den Geist des Abendlands, als Simon bei der Übergabe des Rektorenamtes vor grölenden Mengen im Braunhemd die *innere* Idee der Universität verteidigte: „weil nur auf der Grundlage des wertvollsten Erbes der Vergangenheit das Neue erwachsen kann. ... schafft auch in der Universität Raum, damit der Geist lebendig werde und der Einzelne als Träger des Geistes sich betätigen kann. Institutionen haben nur so lange Berechtigung, als sie vom Geist erfüllt sind, aber nicht die Institutionen schaffen den Geist, sondern die Menschen. Darum ist jede Verengung für das Wachstum des Geistes und seine Tradition schädlich“²⁴. Geist also ist geordnete Weite und geweitete Ordnung, verantwortet von Individuen, überliefert im Modus geschichtlicher Erstreckung. Aufklärung durch Tradition.

4. Jenny Aloni

Oder: Aufklärung durch Erinnern

Uniformität ist das Gegenteil von Urbanität. Eine Stadt darf sich in dem Maße zivilisiert nennen, als sie unterschiedlichen Menschen, unterschiedlichen Erfahrungen, unterschiedlichen Lebensentwürfen ein Forum bietet. So wird es höchste Zeit, daß auch die andere Paderborner Tradition zur Sprache kommt: nicht die der Theologen, Christen, Männer allein. Von Jenny Aloni (1917-1993) sei die Rede: Die Frau, die zur

²³ Vgl. H. HÜRTE, Der Topos vom christlichen Abendland in Literatur und Publizistik nach den beiden Weltkriegen, in: A. Langner (Hg.), Katholizismus, nationaler Gedanke und Europa seit 1800, Paderborn 1985 (BKathF.B), 131-154.

²⁴ Jahresbericht des scheidenden Rektors Professor Dr. Paul Simon, in: Reden bei der Rektorsübergabe am 2. Mai 1933, Universität Tübingen 1933, 3-11, hier 4f.; vgl. J. HÖFER, a.a.O., 652f.

wichtigsten deutschsprachigen Schriftstellerin in Israel werden sollte, wurde 1917 in Paderborn geboren, hat im Elternhaus an den Paderquellen ihre Kindheit verbracht, die Anfänge der Verfolgung erlitten. In den Vernichtungslagern verlor sie ihre Familie; sie selbst entkam 1939 nach Palästina.

Ich stelle sie als Vertreterin der Paderborner Heimat-Literatur vor und bin mir bewußt, daß das zynisch klingt. Aber wenn Heimat eine menschliche Urerfahrung ist und wenn man Urerfahrungen weder den Blut-und-Boden-Ideologen noch den Firlefanz-Unterhaltern überlassen will, dann muß solche Rede möglich sein. Hartmut Steinecke hat darauf aufmerksam gemacht, daß Heimatliteratur unter den Vorzeichen des 20. Jahrhunderts die Heimat im Status des Verlorenseins beschreibt: Danzig bei Grass etwa, die Masuren bei Lenz²⁵. Wenn ich es wage, die fortgezwungene Jüdin für diese Stadt zu reklamieren, so deshalb, weil sie selbst die Spuren gewiesen hat, die deren Genre – auch das „schwarze“ – in ihrer Biographie hinterlassen. Im Interview auf das „stockkatholische Paderborn“ angesprochen, hat sie mit Wärme geantwortet und jene autobiographisch geprägte Erzählung genannt, die die innere Nachbarschaft zwischen Dom und Synagoge – es war bis 1938 auch eine äußere Nachbarschaft – zum Thema hat²⁶.

Das Mädchen in dieser Erzählung gehört religiös in die Welt der Synagoge: „*Da lifne mi ato aumed*“ (Wisse, vor wem du stehst) ist an deren Ostwand geschrieben, und mit Inbrunst bemüht sich das Mädchen darum. Aber sich selbst findet sie, wenn sie vom grellen Marktplatz der Erwachsenen in jenes benachbarte Gotteshaus tritt, an dessen Ostwand der Altar im matten Kerzenlicht Schmerz und Sehnsucht mildert. Das Mädchen sucht keinen neuen Gott in diesen hohen Hallen und bergenden Winkeln, sondern Sammlung. Es ist sich bewußt, fremder Gast zu sein, meidet scheu Kniebänke und Weihwasserbecken, verknüpft zwischen den Steinfluchten die zerfahrenen Stränge des eigenen Wesens. Das große jüdische Urbild von der Auferstehung der Toten lernt es kennen,

²⁵ Fremde Heimat. Die „westfälischen“ Erzählungen der Droste-Preisträgerin Jenny Aloni, in: W. Gödden (Hg.), Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung 4, Paderborn 1998, 199-217, hier: 204f. Hilfreich hinleitend: J. ALONI u. H. STEINECKE, „...man müßte einer späteren Generation Bericht geben“. Ein literarisches Lesebuch zur deutsch-jüdischen Geschichte und eine Einführung in Leben und Werk Jenny Alonis, Paderborn (1995) ²1997. Das Gesamtwerk, hg. von F. Kienecker u. H. Steinecke, liegt vor in: Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 10 Bde., Paderborn 1990-1997.

²⁶ Die Synagoge und der Dom (1954), in: Gesammelte Werke VI, Paderborn 1994, 20-27.

indem es die gespenstische Vision des Ezechiel am Grabmal Dietrichs von Fürstenberg betrachtet. Die alttestamentlich-jüdische Weisung „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ vernimmt es als christliches Gebot. Gibt es zwischen Dom und Synagoge eine Brücke? Eine Lehrerin gibt es an der katholischen Klosterschule, auf die das Mädchen geht – eine von den (auch in katholischen Städten allzu spärlich gesäten) Persönlichkeiten, die man entdeckt, wo alles zerbricht, die anders als der Hahn auf dem Kirchturm nicht nur dann Charakter zeigen, wenn kein Wind weht. „Aus dem wilden Erleben jener Tage ragt die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der sie, die deutsche Frau in das Gotteshaus ihrer jüdischen Schülerin kam wie eine ruhige Insel, die keine Sturmflut zu überschwemmen vermochte“. Sie kommt zum Gottesdienst am Schabbat nach der „Machtergreifung“. In das Friedensgebet des Vorbeters mischt sich für das Mädchen das gestern gehörte Lied vom Judenblut, mit dem es, wenn es vom Messer spritzt, „noch mal so gut“ ist, und als es mit der Lehrerin anschließend durch das nächtliche Paderborn geht, hallt ihm noch vom Vortag der Marsch der schwarzen Schachtstiefel in den Ohren und das „Juda verrecke!“ Vor dem Dom bleiben die beiden stehen. Die Lehrerin – vielleicht zum Mädchen, vielleicht zu sich selbst – sagt: „Mit der Vernichtung der Synagoge beginnen sie, enden werden sie mit der Zerstörung des Domes.“ So ist es. Am 10. November 1938 brennt die Synagoge nieder, am 27. März 1945 als letztes Symbol einer vernichteten Stadt der Dom.

Heinrich Böll hat Jenny Aloni geraten, die jüdische Tragödie unter dem Arbeitstitel: „Am Beispiel Paderborns“ zu schreiben. „Am Beispiel Paderborns“ hat Jenny Aloni viel radikaler aufgeklärt, als eine Tragödie es vermag: in jener Weise, die von pathetischer Inszenierung am weitesten entfernt ist, in der denkbar schonungslosesten Weise: aus der Sicht des Kindes. Durch die Gedichte und Erzählungen zieht sich ein stetes Abschiednehmen von der Heimat Paderborn, gefolgt von der steten Rückkehr in die vertraute Fremde. Und auch das ist eine Rückkehr: Das Jenny-Aloni-Archiv an der Universität Paderborn verwaltet heute den umfassenden Nachlaß der Schriftstellerin, ediert die Gesamtausgabe, belegt literarisch, daß Aufklärung, die diesen Namen verdient, nichts anderes ist als Teilgabe an der eigenen Innenwelt, Er-Innerung im tieferen Wortsinn. Jenny Aloni erinnert nicht die Enkel der Täter im Gestus moralischen Vorwurfs. Sie erinnert sich selbst. Und sie erinnert sich so, daß der Leser die Perspektive des Opfers gewinnt, wobei das Entscheidende für Jenny Aloni auf diesem Opfer-Sein, nicht auf dem Judentum als sol-

chem beruht. Genau diese Perspektive fehlt wohl auf allen Seiten in der aktuellen Konfliktlage: Nicht zwischen Jude und Araber, nicht zwischen Muslim und Christ liegt die humane Zäsur, sondern zwischen Täter und Opfer.

Hat der Mut dieser Frau zum eigenen Verstand wahrnehmbare Quellen? Ich vermag in all den Bänden nichts zu finden, als daß es auch im zerbrochenen Leben den erfüllten Augenblick gibt, daß Vergangenheit zu haben Arbeit an der Zukunft heißt und daß Erinnerung an eine geborgene Kindheit das Leid nicht leichter, sondern schwerer macht – und doch dem Leben Bedeutung gibt. In Jenny Alonis Worten:

„Miniaturen früher Kindheit, verschwommene Bilder auf ausgefransten Seidenstoff gemalt, bewahrt unter dem Druck gelebter Jahre, vergilbte Blätter, lose, verbunden nur durch dich, die sie erlebte, ohne noch um Bedeutungen zu wissen, nur manchmal sie erratend.“²⁷

Eines ihrer Abschiedsgedichte an Paderborn lautet²⁸:

Nun ziehe fort, du Stadt der hohen Türme,
entswinde meinem Blick, vertrautes Land,
aus Tagen, lang verschollen, nie vergessen.
Durch deine Wälder, dichtgeflochten, irrt
noch immer unerlöst die Kinderklage.
Ich trank vom bitteren Trunk deiner Quellen,
einst dünkten ihre Wasser mich so mild. ...

Doch fand ich zwischen kriegszerstörten Mauern
– und hatte nicht gesucht – an altem Stamme
ein unbeflecktes Reis. Im Zwielflicht eines Tages
bewahrt es in dem Laube seiner Zweige
noch von dem Golde der verbrannten Sonnen,
die vielleicht einmal wieder leuchten werden.

Aufklärung durch Erinnern.

Die lichte Seite des Schwarz

Wo also nach alledem liegt die lichte Seite des Schwarz? Friedrich Spee, der zum Rebellen wird aus *Frömmigkeit*, Magister Reinher, dessen Perspektive durch die kulturelle Begegnungsfreudigkeit einer *Domschule*

²⁷ Gesammelte Werke IX, 144.

²⁸ Im Zug Paderborn-Düsseldorf 1955, in: Gesammelte Werke VII, Paderborn 1995, 45.

geprägt wird, Paul Simon, dessen Theologie schöpferisch ist, weil sie nicht nur aus den Meinungen von heute, sondern aus den Erfahrungen von *Jahrhunderten* schöpfen kann, Jenny Aloni, die *Dom und Synagoge* hinter sich läßt, aber doch niemals aus sich heraus. Schwarz, so sollte deutlich werden, hat viele Töne. Mausgrau ist keiner davon. Das Schwarz – steht es denn für jene Tiefe, aus der sich Quellen speisen – hat seine hellen, aufgeklärten und noch immer aufklarenden Seiten. Vermutlich ist es dies, was von der Philosophie des 20. Jahrhunderts bleiben wird, daß der Glaube an die exklusive, absolut gesetzte Vernunft verloren ging. Wo rationale Geltungsansprüche vor dem Zerrinnen in postmoderne Beliebigkeit gerettet werden sollen, schreibt man der Ratio eine präzisierende, vergleichende, vermittelnde Funktion im Spiel der Kräfte zu, doch stets in Bezug auf Vorgegebenes, auf Sinnquellen, auf Lebenswelten, die eine Geschichte haben, individuellen Charakter, eigene Widerständigkeit. Vernunft, so gesehen, ist kein machtförmig destruierender und konstruierender Umgang mit der Wirklichkeit (das „festgestampfte Sandfeld“), sondern ein umgrenzter, kulturgebundener, erinnerungsgesättigter Modus ordnender Wahrnehmung (und sei es auf einem „Acker mit wucherndem Unkraute“). „Schwarz“ als Signum einer biographisch verorteten und damit human geerdeten Lebenskultur hat seine eigene Vernunft. Gerade weil es, wer wollte es bezweifeln, Grenzen kennt, öffnet es, wie wir sahen, Horizonte. Und so entfaltet es seine aufklärende Kraft gerade im Widerspruch gegen die Verengungen und Vordergründigkeiten des Heute. Es gibt Menschen, auch Orte, die werden weniger in der eigenen „Mystik“, die werden Athanasius-gleich erst in solchem Widerspruch groß. In dieser Hinsicht nun sind Paderborn und Görres wahlverwandt. In seinem Nachruf auf Görres hat Wolfgang Menzel vermerkt, Görres sei „in das Gebiet der Aufgeklärten siegreich eingefallen“ – nicht indem er zum unfreien Geist, zum Finsterling und Jesuitenknecht wurde, sondern indem er sich selbst noch aus dem Bretterschlag der Moden und Meinungen des Tages habe befreien können, und dies weil seine geistige Natur ihre Wurzeln tiefer schlug²⁹.

Mit einem aufgeklärten Paderborn-Reisenden habe ich begonnen. Mit einem solchen schließe ich auch: Victor Klemperer (1881-1960), Kenner der französischen Aufklärung, wichtigster Tagebuchschreiber des 20.

²⁹ Dokumentiert in: H. RAAB, Joseph Görres. Ein Leben für Freiheit und Recht, Paderborn 1978, 260-263.

Jahrhunderts. Ihn verschlug es 1917 als Soldat ins Paderborner Lazarett. Den Dogmen ironisch fremd, mustert er die Vinzenterinnen: „Sie waren die besten, die freundlichsten, die unermüdlichsten Pflegerinnen, ich möchte gern im Häufen des Lobes fortfahren, aber es würde nach Phrase klingen und wäre doch nicht genug“. Selbst der Kult einer Profefßfeier schreckt ihn nicht ab: „wenn das Rausch war, so konnte ich am Wesen unserer Krankenschwestern täglich erkennen, wie dieser Rausch vorhielt und wie Hohes er bewirkte“. Und dann und vor allem die Bibliothek dieser Hochschule mit all den Atheisten (im Regal): Der Professor – der „riesige, dicke, laute Mann im Priesterrock“ – bricht in stürmische Herzlichkeit aus, einen Intellektuellen zu sehen: „Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts finden Sie in Menge; man muß doch seine Gegner kennen“. Und Klemperer notiert: „Es mag ja Jesuitismus dabei sein – aber ist es nicht doch das kleinere Übel und ein sehr angenehmes?“

Und da wir so oft von den Quellen sprachen, auch diese Notiz noch: „das Schönste und Eigenartigste an Paderborn war doch das Wasser. Unter den massiven, in Gärten gebetteten Bauten des Stadthügels, unter dem Riesendom quillt es in breiten Linien hervor, flach, aber reichlich und stark strömend und leuchtend klar. ... Eigentlich hätte ich so in Paderborn vollkommen glücklich sein müssen“³⁰.

Damit, meine Damen und Herren, ist mein Wunsch für Ihren Aufenthalt in dieser Tagungsstadt ausgesprochen. Etwas nüchterner: Ich wünsche Ihnen, daß Sie Paderborn erleben als „das kleinere Übel und ein sehr angenehmes“. Und da ich ohnehin das Hohelied auf diese Stadt gesungen habe, sei es dem Bibliker am Ende vergönnt, das biblische Hohelied (1,5) zu zitieren: שְׁחֹרָה אָנִי וְנְאוּהָ – „Schwarz bin ich, aber schön!“

³⁰ Curriculum vitae. Erinnerungen 1881-1918, Bd. 2, Berlin (1989) 1996, 441-451.

Otto Depenheuer

Religion als ethische Reserve der säkularen Gesellschaft

Zur staatsrechtlichen Bedeutung
der Kirchen in nachchristlicher Zeit

I.

Die Formulierung des Themas „Religion als ethische Reserve der säkularen Gesellschaft“ läßt nicht erkennen, aus welcher Perspektive, mit welcher Intention und mit welchem Ergebnis das Problem behandelt werden wird. Drei Möglichkeiten der Themeninterpretation sind denkbar, je nach dem Satzzeichen, das man sich hinzudenken kann und muß. Punkt, Ausrufezeichen oder Fragezeichen. Entsprechend kann es um eine empirische Bestandsaufnahme der Bedeutung der Kirchen für die ethische Qualität der Gesellschaft, um eine daraufhin gerichtete normative Legitimation aus staatsrechtlicher wie kirchenpolitischer Perspektive, oder um eine kritische Hinterfragung dieses Legitimationsmusters gehen, nach der die Kirche die Funktion des Wertelieferanten in einer säkularisierten Welt zu spielen hat. Tatsächlich verdienen alle drei Aspekte Aufmerksamkeit und geben damit die Gliederung der nachfolgenden Ausführungen vor. In einem ersten Teil soll die Position der christlichen Kirchen in der säkularen Gesellschaft empirisch, im zweiten Teil diese Praxis sowohl im Lichte des kirchlichen Selbstverständnisses sowie der staatlichen Erwartungshaltung nachgezeichnet, in einem dritten Abschnitt Praxis, Selbstverständnis und Erwartungshaltung mit einem großen Fragezeichen versehen und abschließend in Ansehung der Erkenntnisse eine konkrete Handlungsempfehlung an die Kirchen ausgesprochen werden.

II.

Die rechtlichen Rahmenbedingungen kirchlichen Handelns in Deutschland sind bekanntlich hervorragend, im internationalen Vergleich geradezu unvergleichlich günstig. Das Verhältnis von Staat und Kirche ist geprägt von einem Verhältnis vertrauensvoller Kooperation auf der

Grundlage einer prinzipiellen Trennung. Staat und Kirche wirken in zahlreichen Feldern des Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesens zusammen: kirchliche Präsenz in der Krankenhausversorgung, in Pflege- und Altenheimen sowie in allgemein- und berufsbildenden Schulen, Universitäten und in der Bundeswehr prägen das Bild des – im ganzen – harmonischen Zusammenwirkens von Staat und Kirche in Deutschland. Aber die normativen Rahmenbedingungen spiegeln nur mehr eine vergangene Epoche, in der Staat und Kirche auf je eigener originärer Legitimationsgrundlage, getragen von nationaler und religiöser Inbrunst des Volkes, gleichberechtigt und gemeinsam die Sorge um das Gemeinwesen teilten. Diese Epoche geht zu Ende: während der Staat im Zuge der Globalisierung immer mehr Handlungsfähigkeit einbüßt, erodiert die christliche Prägung der modernen Gesellschaft nachhaltig.

Den Volkskirchen kommt das Volk abhanden. Die christliche Substanz und Prägung des gesellschaftlichen Lebens, deren Ausdruck, Verfestigung und Förderung das traditionelle Staatskirchenrecht war, schwindet zusehends und – wie vermutet werden darf – nachhaltig. Die Kirche erreicht die Menschen mit ihrer Botschaft immer weniger: leere Kirchen lassen die Rede von den Volkskirchen zur schalen Begrifflichkeit mit tendenziell abnehmendem Realitätsbezug werden. Die Kirchen stehen gar in Gefahr, zum Ersatz ihrer selbst zu werden: viele Menschen nehmen sie nur noch als Dienstleistungsagentur zur rituellen Verschönerung und psychologischen Abpufferung von Schlüsselereignissen des Lebens – zuweilen gar schon gegen Gebühren – in Anspruch. So greift auch der säkularisierte Bürger der versiegenden Religiosität und dem abnehmenden Einfluß der Kirche zum Trotz in den Grenzsituationen des Lebens gerne und verbreitet auf kirchliche „Begleitung“ zurück: festliche Taufe am Lebensbeginn, kirchlicher, säkular einfach nicht zu ersetzender Glanz bei der Hochzeit in Weiß in der Lebensmitte, und der tröstende Beistand am Grabe zum Lebensende. Die Kirche findet sich wieder in der Rolle schmückenden Zierrats in einer schon weitgehend entchristlichten Gesellschaft; als Anbieter von Passageriten läuft sie Gefahr, zur christlichen Folklore zu denaturieren.

Die gesellschaftspolitische Bedeutung der Kirchen scheint vom religiösen Erosionsprozeß überraschenderweise nicht nur kaum berührt, sondern sogar gegenläufig zu wachsen. Es hat den Eindruck, als ob die Kirchen versuchten, was ihnen beim einzelnen immer weniger gelingt, durch Aktivität auf gesellschaftspolitischer Ebene mit Erfolg zu kom-

pensieren. So verweisen die Kirchen gerne darauf, daß sie es sind und nur sie es sein können, die dem Volk Werte vermitteln. Als entsprechender Legitimationstitel dient ihnen der bis zum Überdruß zitierte Satz, daß der Staat von Voraussetzungen lebt, die er weder hervorbringen noch garantieren kann. Da Werte aber notwendig nur im Unbedingten gründeten, könne dies nicht der Staat, sondern nur die Religion leisten. Derart funktional als ethisches Gewissen der Gesellschaft legitimiert, reden die Kirchen als „gesellschaftlich relevante Gruppe“ der Politik in alles Mögliche rein, was diese im allgemeinen aber weder interessiert noch beachtet. Freilich auch hier gibt es Ausnahmen: wenn es um Legitimationsbeschaffung für staatliches Handeln im allgemeinen, insbesondere aber in Fällen politischer oder ethischer Grenzfragen des Gemeinwesens geht, versichert sich die Politik gerne kirchlicher Zustimmung und Mitwirkung: die – inzwischen weithin eingestellte – kirchliche Mitwirkung im Rahmen des staatlichen Abtreibungsregimes, die Teilnahme am nationalen und anderen Ethikräten zur ethischen Positionsbestimmung in Fragen von Präimplantationsdiagnostik, des therapeutischen und reproduktiven Klonens, der aktiven oder passiven Sterbehilfe. Hier versichert sich der Staat gerne kirchlicher Mitwirkung, hier wird der Rat der Kirchen gesucht, und hier meldet sie sich mit Engagement, kräftig und zuweilen überraschend eindeutig zu Wort.

Spiegelt sich hier ein latentes Bedürfnis der säkularen Welt nach religiöser Letztbegründung, nach festen, unwandelbaren Werten in einem sich radikal beschleunigenden Wandel der Verhältnisse? Nach der religiösen Vergewisserung einer letzten Ordnung, die sich nicht der Welt, sondern der sich die Welt anzupassen habe? Liegt hier, in der Formulierung einer Werteorientierung der Gesellschaft, eine Chance künftigen kirchlichen Engagements? Liegt hier womöglich die Rettung des Christentums in Deutschland und Europa? Die Kirchen scheinen dies so zu sehen, anders dürfte die Eilfertigkeit, mit der sie sich der Politik andienen und in nahezu allen Politikbereichen unter Verwendung von sehr viel Papier Ratschläge erteilen, nicht erklärlich sein.

Aber es stellen sich doch insoweit auch skeptische Fragen: Gehen die Kirchen mit ihrem gesellschaftspolitischen Engagement nicht schon deshalb unter ihr Niveau, weil und wenn sie sich als nur eine Meinung unter vielen Meinungen zu Wort melden? Verfehlen sie nicht ihre eigentliche Sendung, wenn sie ihre Existenzberechtigung aus dem funktionalen Wert ihres Handelns für das gesellschaftliche Leben ableiten? Legitimie-

ren sie in und mit ihrer Teilhabe an gesellschaftlicher Wertefindung in Ethikräten nicht im Ansatz das, was es bei politischen Fragen immer und notwendig geben muß, in ethischen Fragen aber nie geben darf: den ethischen Kompromiß. Wird nicht auch bei dieser Art kirchlicher Gemeinwohlsorge das Sprichwort gelten: mitgegangen – mitgefangen?

Dient dieses Engagement der Politik nicht als willkommenes ethisches Feigenblatt, kann es nicht zumindest objektiv so wirken oder mißverstanden werden? Schärfer und unangenehmer formuliert: ist Gemeinwohlsorge wirklich Aufgabe der Kirche, kann darin das Selbstverständnis der Kirche in der Welt von heute liegen?

III.

Derart skeptische Fragen nach dem Sinn kirchlichen Gemeinwohlsengagements stören den gesellschaftspolitischen Konsens in Staat und Kirche empfindlich, wird dieser doch allseits begrüßt und eingefordert: es korrespondiert staatlichem Interesse und entspricht dem kirchlichen Selbstverständnis.

Der Staat begrüßt und fördert das kirchliche Gemeinwohlsengagement. Das soziale Engagement der Kirchen im Gesundheitswesen, in der Altenpflege, im Bildungswesen entlastet den Staat nicht nur von eigenen Vorkehrungen finanzieller wie personeller Vorsorge. Kirchliche Einrichtungen genießen allgemein einen guten Ruf, sind begehrt, und ihre Leistungsfähigkeit braucht keinen Vergleich zu scheuen. Auch kirchliche Stellungnahmen zu allem Möglichen, Initiativen und Aktivitäten werden von Staats wegen gerne affirmativ zur Kenntnis genommen, gegebenenfalls sogar initiiert und gefördert, wenn sie mit dem staatlichen Interesse in Einklang stehen. Insbesondere die Aufgabe, die Grundwerte der Gesellschaft zu bewahren und zu tradieren, gilt von Staats wegen als Aufgabe der Religionen.

Aber man mache sich nichts vor: im allgemeinen ist die Politik an kirchlichen Ratschlägen, Worten und Papieren weder interessiert noch hört sie zu: das „Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland“ von 1997 hat die Politik weder erkennbar beeindruckt noch beeinflusst, und die gesellschaftspolitische Wirkung von allgemeinpolitischen Äußerungen kirchlicher Organisationen – zur Rentenfrage,

zur Arbeitslosigkeit bis hin zum Umgang mit dem Terrorismus – tendiert gegen Null. Nur wenn es der Politik um Mehrheits- oder Legitimationsbeschaffung geht, versichert sie sich gerne kirchlicher Zustimmung. Aber auch in diesen Fällen geht es der Politik nicht um Ethik, sondern um politische Entscheidungsdurchsetzung, unfreundlicher formuliert: es geht um die Instrumentalisierung religiöser Moral zur Durchsetzung und Akzeptanzsicherung politischer Entscheidungen.

Fazit: Das Verhältnis des Staates zur Gemeinwohlsorge der Kirchen ist weithin von Nützlichkeitsabwägungen geprägt. Immerhin kann man sagen, daß Staat und Verfassung den Kirchen einen großen Freiraum eröffnen, ihr Proprium in die Gesellschaft einzubringen. Staat und Gesellschaft partizipieren derart von deren Leistungen. Diese positive Sicht des Zusammenwirkens entspricht offensichtlich auch dem Selbstverständnis der Kirche.

IV.

Staatlichem Interesse und verfassungsrechtlich garantiertem Freiraum der Kirche zur Gemeinwohlsorge korrespondiert ein kirchliches Selbstverständnis, dem es aus religiösem Selbstverständnis um Gemeinwohlsorge im weitesten Sinne geht. Die Kirchen nehmen einen „Öffentlichkeitsauftrag“ wahr, sie wollen „in der Mitte der Gesellschaft“ präsent sein, Mitwirken an einem kohärenten Aufbau der Gesellschaft, der im Einklang mit der natürlichen Ordnung der Welt steht.

Verfassungsdogmatisch leitet die Kirche ihr gesellschaftspolitisches Engagement aus dem „Öffentlichkeitsauftrag der Kirchen“ ab, deren zentraler Kern ein religiös-sittliches Mandat ausmache. Im Ergebnis folgt daraus ein fortwährendes gesellschaftspolitisches Mandat, ein permanentes Sich-Einmischen in Fragen der Gesellschaft. Zur Begründung wird vorgetragen, die Kirche dürfe sich nicht ins Ghetto abdrängen lassen – als ob das die Alternative wäre. Jedenfalls will die Kirche keine sog. Nischenexistenz führen, sondern das Gemeinwesen prägend mitgestalten, „den Herrschaftsanspruch Christi auch für den weltlichen Bereich“ verkünden. Derart nimmt sie eine gesamtgesellschaftliche Integrationsfunktion für sich in Anspruch, wobei freilich diffus bleibt, was eigentlich das Ziel dieses „Sich-Einbringens“ sein soll. „Gemessen an der Verve, mit der der Öffentlichkeitsauftrag der Kirche beschworen wird, ist näm-

lich sein gedanklicher Gehalt erstaunlich blaß“. Daß dies kein Zufall ist, wird deutlich zu machen sein.

Der verfassungsrechtlichen Legitimation zur Seite tritt die kirchenpolitische: Man will den Menschen nah, d.h. „in der Mitte der Gesellschaft“ sein. Freilich stellen sich auch hier skeptische Anfragen. Wenn alle Menschen Christen wären, wäre die Kirche schon immer in der Mitte der Gesellschaft: als Programm liefe die Forderung dann leer, da sie bereits erfüllt wäre. Wenn die Gesellschaft aber nicht mehr christlich ist, was soll dann die Funktion der Kirche in der Mitte der Gesellschaft sein? Missionierung wohl kaum, denn dem steht das Bekenntnis zur Toleranz entgegen, das den anderen ja gerade so sein lassen will, wie er ist. Auch die Strategie des „Vorfelddenken“, daß sich um die Menschen kümmert, um ihnen nahe zu kommen und dann Raum für die Wortverkündigung zu haben, vermag nicht voll zu überzeugen. Denn mit einem Versagen der Kirche im politischen Vorfelddenken liefe sie Gefahr, auch ihren religiösen Kredit zu verlieren mit der Folge, daß ihr noch weniger zuhörten. Und überhaupt: Ist der Platz der Kirche in der Mitte? Sicherlich: der Platz in der Mitte ist begehrt – man ist dann nicht so allein. Gerade deswegen sucht die Politik sie unablässig – die „neue Mitte“ die einen, die „wirkliche“ die anderen. Aber muß auch eine Kirche die „Mitte“ suchen? Der grundsätzliche Zweifel rührt daher, daß, wer die Mitte sucht, den Anspruch auf Selbststand schon aufgegeben hat. Denn „Mitte“ ist ein Relationsbegriff: wenn die Eckpunkte sich ändern, verschiebt sich die Mitte. Für die Politik ist die Besetzung der Mitte überlebenswichtig, weil mehrheitsverschaffend; für die Kirche könnte sie tödlich sein, weil sich religiöse Wahrheit und weltliche Mehrheit keineswegs notwendig decken müssen. Derart könnte die Kirche mit ihrem Engagement in der Mitte der Gesellschaft in den Treibsand der Politik geraten: richtungslos, konturenlos, substanzlos. Aber genau auf so unsicherem Grund kann man keine Kirche bauen: dazu bedarf es eines Felsens, der für die anderen Mitte und Orientierung sein kann.

Der knapp skizzierte Rekurs auf das kirchliche Selbstverständnis als Grundlage ihrer umfassenden Gemeinwohlsorge läßt den Beobachter etwas ratlos zurück. Die Sorge, in der Mitte der Gesellschaft zu sein, zu allem etwas zu sagen, hält die Kirche und ihre zahlreichen Satelliten zwar auf Trab: permanente Aktivität und unentwegte Produktion von Papieren prägen das Bild der „Kirche in der Welt“, und je schneller sich die Welt verändert, desto aktiver wird in dieser Logik notwendigerweise die

Kirche. An diesem Tatbestand irritiert aber nicht nur, daß das, was die Kirchen sagen, von anderen auch gesagt werden könnte, also verwechselbar ist. Diffus ist schon die Motivationslage, zu allem etwas sagen zu müssen, und jedenfalls nicht selbstverständlich ist auch der Sachverstand, zu allem etwas sagen zu können. Am meisten aber verwunderlich, ja geradezu ärgerlich ist die nahezu völlige Abwesenheit von Religiosität in ihren Verlautbarungen: nicht der Christ wird angesprochen, sondern der Bürger; nicht der Katholik, sondern der Demokrat. Braucht der Staat dafür die Kirche? Es gibt Gründe für die Annahme, daß die Kirche mit ihrem gesellschaftspolitischen Engagement nicht nur ihre eigentliche Sendung, sondern gerade dadurch umgekehrt ihre mögliche gesellschaftspolitische Wirkung verfehlt. Um dies zu begründen, muß man freilich die Gesellschaft verstehen, in der wir leben und in der die Kirche ihre Aufgabe erfüllen muß. Dies erfordert einen Blick von außerhalb der Religion auf die Religion. Denn das Erkenntnisziel ist nicht die Frage, wie die Kirche nach ihrem Selbstverständnis auf den Menschen und die Welt zugehen will, sondern diejenige, wie sich ihre objektiven Handlungsmöglichkeiten aus einer nur beobachtenden Perspektive darstellen. Das Ergebnis der nachfolgenden soziologischen Betrachtung will und kann also das Selbstverständnis der Kirche nicht überlagern; wohl aber erhebt es den Anspruch, auf der Grundlage einer systemtheoretischen Reflexion der Kirche Orientierung für ihr praktisches Handeln in der heutigen Welt bereitzustellen.

V.

Die skizzierte Vorstellung, aufgrund welcher sich die Kirchen als gesellschaftliche Integrationsfaktoren mit Öffentlichkeitsauftrag verstehen, spiegelt eine Weltvorstellung wieder, die es nicht mehr gibt, und die die Realität der modernen ausdifferenzierten Gesellschaft nicht mehr aufzunehmen und zu verarbeiten vermag. Sie ist Ausdruck einer tiefen, ja ewigen Sehnsucht eines jeden Menschen nach letzter Einheit, vorgegebener Sinnhaftigkeit und endgültiger Aufgehobenheit. Aber dieser Traum scheint an den Klippen einer widersprüchlichen und paradoxen Welt fortwährend zu zerbersten. Darin liegt das theologische Modernisierungsproblem, dessen Lösung zwei gegenläufigen Bedingungen Rechnung tragen muß: sie muß dem Gedanken der Erlösung ebenso gerecht werden, wie dem Umstand, daß auch religiöse, transzendent begründete Einheit sich nur unter den Funktionsbedingungen der modernen Gesell-

schaft zu entfalten und nur in Beachtung von deren Funktionsweise zum Wohle des Ganzen auszuwirken vermag. Daher muß eine zeitgemäße Legitimation kirchlicher Gemeinwohlsorge die Gesetze und die Logik der modernen Gesellschaft kennen, deren Geburtsstunde die Reformation markiert. Die moderne Gesellschaft verdankt ihre Entstehung einem Ausdifferenzierungsprozeß, der die Einheit der *res publica christiana* zur modernen, funktionsdifferenzierten Gesellschaft überführte, die kein Zentrum mehr hat. Dieser Prozeß vollzog sich in drei Schritten:

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hatte ursprünglich seine einheitsstiftende Kraft daraus gezogen, daß es sich als eine heilige Ordnung, die alle Lebensbereiche umfaßte und ungeschieden geistlich-religiös und weltlich-politisch verstand. Kaiser und Papst waren nicht Repräsentanten einerseits der geistlichen, andererseits der weltlichen Ordnung, sondern Inhaber verschiedener Ämter der einen *res publica christiana*. Aufgelöst wurde diese Einheitsvorstellung von der sich zur Wissenschaft bildenden Theologie: diese erarbeitete die Trennung von geistlich und weltlich, wobei sie gleichzeitig die Überlegenheit des Geistlichen über das Weltliche postulierte.

Die Aufhebung der Einheit von Staat und Kirche, die Trennung von geistlich und weltlich bedeutete die historisch erste Ausdifferenzierung des Gemeinwesens, die erste schmerzliche Entzweiung des Menschen aus der Geborgenheit einer umfassenden objektiv gegebenen Ordnung. Nunmehr sah sich der Mensch potentiell unterschiedlichen und konkurrierenden Anforderungen gegenüber. Verselbständigung, Trennung und Konkurrenz der beiden Teilsysteme Staat und Kirche beinhalteten auch die Möglichkeit des Konfliktes zwischen ihnen. Konnte das Papsttum den Investiturstreit noch für sich entscheiden, so wurde die geistliche Seite in dem Augenblick entscheidend geschwächt, als der Glaube seine einheitsstiftende Funktion und Rom damit die legitimierende Grundlage seines Machtanspruchs verlor, Hüter der Wahrheit zu sein.

Die Unterscheidung des Weltlichen vom Geistlichen wurde nämlich alsbald zur Kompetenzfrage bezüglich des Inhalts der religiösen Offenbarung. Konnte sich das päpstliche Lehramt noch eine Zeitlang gegenüber den hermeneutischen Disputationen und daraus resultierenden kritischen Anfragen behaupten, mit dem Thesenanschlag Martin Luthers im Jahre 1517 und dem Postulat „*sola scriptura*“, deren maßgeblicher Interpret der Gläubige selbst sei, brach die Einheit des katholischen Glaubens

auf und entlud sich in den religiös-konfessionellen Bürgerkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts. Der weltliche Staat stand dabei zunächst ganz im Dienste der geistlichen Parteien: nach der vom Papst gegen den Kaiser durchgesetzten Verhältnisbestimmung von geistlicher und weltlicher Gewalt war es die Aufgabe der weltlichen Macht, mit ihren Mitteln der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, den Irrtum zu unterdrücken, Ketzer und Häretiker zu bestrafen. Der religiöse Konflikt mußte daher unvermeidlich zum politischen Kampf und als solcher ebenso gnadenlos und total werden, wie er als religiöser kompromißlos war. Weder theologisch noch militärisch war der hermeneutische Bürgerkrieg über Jahrzehnte hinweg lösbar. Er stürzte große Teile Europas, Deutschland, England, Frankreich in jahrzehntelange Massaker und entvölkerte ganze Landstriche, legte aber gerade dadurch ungewollt und unbewußt den Grund für den praktischen Durchbruch der theoretischen Idee des souveränen und säkularen Staates.

Der einzige Ausweg aus der Krise des 17. Jahrhunderts schien den großen Denkern dieser Zeit in der Depotenzierung der religiösen Mächte zu liegen. Zu diesem Zweck mußte ein absolut sicherer Punkt jenseits der hermeneutischen Disputationen über den Wahrheitsgehalt von Offenbarungstexten, d.h. eine kultur- und konfessionsunabhängige Form der Wahrheit gefunden werden, deren Wahrheit alle Menschen einsehen können und kraft apriorischer Überzeugungen zustimmen müssen, gleichgültig welcher Kultur, Religion, Nation oder Volk sie angehörten. Inhalt dieser säkularen Wahrheit war der Frieden, ihr Sachwalter der absolutistische Staat, der sich gerade deswegen nicht mehr religiös legitimieren konnte. Der Staat wird zur neutralen Instanz, die über den streitenden Religionsparteien steht.

Mit der französischen Revolution hörte der Staat schließlich gänzlich auf, Religion und Kirche zu seiner Sache zu machen. Religion wird Privatangelegenheit des Einzelnen. Zugleich mit der Gewährleistung grundrechtlicher Freiheit überläßt der Staat neben Religion auch Wirtschaft, Kultur und Recht ihrer spezifischen Eigengesetzlichkeit und zieht sich selbst auf die Aufgabe der Gewährleistung dieser Ausdifferenzierung, der Ermöglichung ihrer Koordination und der Sorge für Sicherheit und Ordnung zurück. Der Prozeß der Säkularisation markiert mithin nur eine erste Etappe im Prozeß gesellschaftlicher Differenzierung. An die Stelle der einen *res publica christiana* trat zunächst die Trennung von Staat und Kirche und schließlich – auf der Basis der Grundrechte – das in

zahlreiche Teilsysteme ausdifferenzierte Gemeinwesen der modernen Gesellschaft.

Die funktional ausdifferenzierte Gesellschaft aber ist eine notwendig und unaufhebbar fragmentierte. Die einzelnen Funktionssysteme operieren nach der Logik ihrer jeweilig spezifischen Systemrationalität. Sie sind auf die Vorleistungen der anderen Systeme angewiesen, die sie selbst nicht bereitstellen können. Aber es gibt keine zentrale Integrationsagentur, auch Staat und Religion bilden nicht das Zentrum gesellschaftlicher Einheit: die Integration der Gesellschaft erfolgt nicht durch Einheitsbeschwörung, sondern paradoxerweise durch Differenz – und damit absolut konträr zur mittelalterlichen Einheitsvorstellung. Wohl aber ist der Staat insoweit grundlegend, als sich die funktional differenzierte Gesellschaft nur im Schutz des Staates entwickeln kann, d.h. nur solange er seiner primären Aufgabe der Friedenssicherung gerecht zu werden vermag.

VI.

Auch Religion ist also wie alle anderen Systeme der Gesellschaft nur ein Teilsystem und insoweit sektorales System: in ihrer spezifischen Funktion ist Religion begrenzt, ungeachtet der Tatsache, daß sie sich selbst – wie alle anderen Systeme auch – als absolutes, d.h. das Ganze der Welt reflektierendes und erklärendes System versteht.

Man geht wohl kaum fehl in der Annahme, daß die Kirche und die in ihr Tätigen diesem Befund sektoraler Begrenztheit ihres Wirkens weithin skeptisch gegenüberstehen und ihn von sich weisen. Diese Reaktion belegt nicht nur die bereits benannte Neigung jeder Sichtweise, sich für das Ganze zu halten. Hinzu kommt: Historisch, theologisch, politisch, verfassungsrechtlich sind die Bande zwischen Staat und Kirche gerade in Deutschland so eng geschnürt, ist der Gedanke der Einheit so stark verwurzelt, daß es kaum verwundern kann, wenn die Kirche theoretisch mit diesem theologisches Modernisierungsproblem kaum fertig wird, ja es weithin nicht einmal zur Kenntnis nimmt. Anders ist die Hilflosigkeit angesichts der Erfahrung, daß der eigene Glaube in der soziologischen Vogelperspektive nur einer unter vielen ist, daß Religion nur ein Segment der Gesellschaft neben anderen ist, nicht zu erklären. Gerade an dieser Stelle aber ist es eine dringliche Aufgabe, kirchliche Religiosität mit der Kontingenz des historischen Standorts zu vermitteln, d.h. eine theologi-

sche Aufklärung anzustoßen, die, um ihren möglichen Aktionsradius in der Welt abstecken zu können, die Welt, wie sie ist, zur Kenntnis nimmt und zum Ausgangspunkt für ihr Handeln macht. Das Reflexivwerden des Glaubens in postmodernistischer Perspektive, oder schlichter formuliert: eine realistische Positionsbestimmung der Kirche in der Welt von heute, kann der Kirche gerade die Aktionsfelder aufzeigen, die sie mit Erfolg ausfüllen kann, aber auch jene Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, wo sie besser anderen, funktional mit mehr Kompetenz agierenden Systemen den Vortritt läßt.

Denn allgemein gilt: Jedes System dient sich und dem Ganzen am besten, wenn es sich funktional auf seine spezifischen Aufgaben beschränkt. Das gilt für jedes Teilsystem, auch für die Kirchen; auch sie bilden aus der Perspektive des Gemeinwesens nur sektorale Systeme. Aus der Sektoralität der Kirchen ergeben sich praktische Konsequenzen, wenn man die Frage stellt: Wozu ist Kirche da und wozu nicht?

VII.

Religionsgemeinschaften haben funktional spezifische Aufgaben in Hinsicht auf die ihnen anvertraute transzendente Wahrheit, auf die Vermittlung des ewigen Heils ihrer Mitglieder: die Immanenz der Welt ist ihr Wirkungsfeld, die Transzendenz aber bildet den Bezugspunkt. Damit ist der Kreis der Aufgaben im wesentlichen umschrieben, den vor allem, in erster Linie und allein sie mit religiöser Wirksamkeit und theologischer Kompetenz ausfüllen können. Die selbstbewußte Beschränkung kirchlicher Aktivität auf ihre Funktion als Heilsmittlerin resultiert nicht aus einem Zurückstecken des religiösen Anspruchs, sondern aus der Anerkennung der Realität der funktionsdifferenzierten Gesellschaft. Diese Beschränkung kirchlicher Aktivität ist kein defensiver Rückzug der Kirchen aus der Welt, sondern eine Konsequenz des Auseinanderbrechens der *res publica christiana*. Die Ausdifferenzierung der Gesellschaft hat Kirche, Staat und die anderen gesellschaftlichen Teilsysteme – wie es schon Thomas von Aquin formulierte – „*in suo ordine*“ gestellt zur je eigenen, selbständigen, voneinander unabhängigen Erfüllung *ihrer* Aufgaben.

Die Beschränkung der Kirchen auf ihren geistlichen Auftrag ist gerade unter den modernen Gegebenheiten geboten, sinnvoll und zukunftswei-

send. Gerade die sektorale Begrenztheit religiösen Handelns kann der Kirche nämlich die Luft zum Atmen wiedergeben, die ihr beim hechelnden Hinterherlaufen hinter Zeitgeist und Welt verloren zu gehen droht. Denn in Sachen von Transzendenz, von „Leben nach dem Tod“ und „ewigem Heil“ verfügt die Religion über ein Monopol, das ihr niemand streitig machen könnte. Hier können die Kirchen ihre spezifischen Leistungen und überragenden Kompetenzen in die Gesellschaft einbringen: unverwechselbar, identifikationsfähig, identitätsbildend. Und man kann vielleicht nichts verheerenderes über den Zustand der Kirche aussagen, als daß man über diese Kernfunktion ihrer Heilsvermittlung in der Kirche am wenigsten hört. Dabei zeigte sich gerade hier, wie Kirche der modernen Gesellschaft dem einzelnen Menschen mit der Beschränkung auf Transzendenz dienen kann: Von hier aus nämlich wird alles Irdische relativ, geradezu unbedeutend. Gerade hier gründet die Gelassenheit des Gläubigen, dem die Welt als Jammertal zwar irdische Herausforderung, dem aber der Himmel das entscheidende Ziel seines Lebens ist. Die transzendent gegründete Gelassenheit immunisiert gegen epidemische Aufgeregtheitszyklen und Ängste in Zeiten von Terrorismus, Seuchen, sozialen und wirtschaftlichen Unsicherheiten.

Mehr noch: Gerade die Anerkennung der funktionsdifferenzierten Gesellschaft und der Beschränkung auf den eigenen Wirkungskreis ermöglicht der Kirche die Aufrechterhaltung des eigenen universalistischen Wahrheitsanspruchs als absolut. Wenn die Ausmerzungen der religiösen Unwahrheit staatlich verboten ist, muß man sich – und kann man ohne sein Gesicht zu verlieren – mit konkurrierenden Wahrheitsmittlern arrangieren, ohne den eigenen Wahrheitsanspruch aufzugeben. Gerade deshalb kann, darf und muß die Kirche ihre Wahrheit unverkürzt verkünden, die Kraft zum Widerspruch und moralischen Ärgernis in der Welt entwickeln. Im *status confessionis* gibt es keinen Kompromiß. In der Welt aber müssen die Kirchen für ihre Wahrheit mit demokratischen Mitteln kämpfen, die Niederlage gegebenenfalls akzeptieren, vor allem aber das staatliche Letztentscheidungsrecht anerkennen.

Da die Kirche vor allem für das Seelenheil der Gläubigen zu sorgen hat, könnte sie auch wieder „Seelsorge“ für ihre Gläubigen sein. Da sie nicht – wie die Politik – für alle da sein muß, darf und kann sie ganz für ihre Mitglieder und deren Heil da sein: aus Gemeinwohlsorge wird wieder Seelsorge. Hier kann und muß sie ihren Glauben, ihre Wahrheit kompromißlos in der Welt verkünden; aber sie kann es auch intellektuell ver-

stehen, daß der Staat sie um des inneren Friedens willen zur Toleranz zwingt. Sie läßt sich gleichsam aus vernünftigen Gründen zur Toleranz zwingen, die sie in der Sache der verkündeten Wahrheit verweigern müßte.

VIII.

Das politische Engagement der christlichen Großkirchen hingegen stellt den untauglichen Versuch dar, durch Teilnahme am allgemeinpolitischen Dialog abnehmende religiöse Vitalität zu kompensieren. Im Ergebnis dürfte das Gegenteil der Fall sein – nämlich eine weitere Marginalisierung ihres Wirkens –, weil das Profil der Kirchen unvermeidlich undeutlich wird: Wenn die Kirche sich an die Welt verliert, begibt sich sie nämlich genau dessen, was für sie spezifisch ist. Sie kann dann in ihrer Botschaft nur noch – und die Kirche scheint es geradezu darauf anzulegen – das Abstraktum der Gesamtgesellschaft abbilden, weil sie alle erreichen will. Dadurch aber werden unvermeidlich auch die theologischen Grundlagen des Glaubens einer profanen Plausibilisierungsstrategie unterworfen, die das konfessionelle Profil flach hält, um möglichst bei niemandem Anstoß zu erregen. Um bei allen anzukommen und keine unnötigen Barrieren aufzuwerfen, leugnet man das Eigene, Unverwechselbare, Spezifische. Nicht zufällig korrespondiert der kirchlichen Gesellschaftsrhetorik ein geistliches Vakuum, daß vom Heiligen, dem Teufel, dem Bösen, der Seele, der Erlösung und anderem mehr kaum mehr zu sprechen wagt, weil sie der Welt dies nicht glaubt „zumuten“ zu können, es nicht in die moderne Zeit passe. Indem die Kirche aufs gesellschaftliche Ganze gehen möchte, befördert sie gerade, was sie zu verhindern sucht: daß niemand sich mehr angesprochen fühlt und ihre Botschaft irrelevant wird – für die Welt wie für die Gläubigen.

Das politische Engagement der Kirchen erweist sich somit als Ausdruck und Motor fortschreitender Selbstsäkularisierung. Die Säkularisierung bringt somit nicht nur Ersatzreligionen, sondern sogar das skurrile Phänomen hervor, daß eine Religion die Ersatzreligion ihrer selbst wird. Es entsteht eine religiöse Fassade, hinter der ursprünglich religiös integrierte Funktionen denaturieren und die Religion als Heilsgemeinschaft verdunstet. Als bloße „Sozialagenturen“ aber stehen die Kirchen notwendig unter dem Gesetz des Politischen und leisten gerade dadurch weiterer religiöser Erosion Vorschub. Bei einem Überschreiten des eigenen Wir-

kungskreises droht der Kirche mehr als nur die Gefahr der Identifikation von kirchlichem Auftrag und politischer Aufklärung. Sie stehen nunmehr in unmittelbarer Konkurrenz zu genuin säkularen Institutionen und damit einem unerbittlichen Leistungsvergleich zu diesen: vorbehaltlich von Einzelanalysen darf aber aus systemtheoretischer Perspektive die Vermutung geäußert werden, daß es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß die besten Fachleute für Sozial- und Rentenpolitik, für die Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik, für die Entwicklungshilfe- und Verteidigungspolitik gerade in der Kirche zu finden sind. Schon das Gebot der Sorgfalt in den eigenen Angelegenheiten sollte die Kirche veranlassen, stets im Auge zu behalten, daß sie als Kirche nicht scheitern darf, wenn sie politisch versagt haben sollte. Der beste Weg dazu ist grundsätzliche politische Abstinenz. Nur wenn die religiöse Offenbarung unmittelbare Vorgaben für die Gestaltung der politischen Ordnung bereithält, muß sie sich zu Wort melden. Dies aber wird in der Regel nur bei groben Verstößen gegen die Grundsätze der christlichen Gerechtigkeit der Fall sein. Dies impliziert den Verzicht darauf, der Politik positiv zu sagen, was sie tun sollte, wohl aber die Aufgabe der Kirche, der Politik im konkreten Fall die moralischen Grenzen aus dem Sittengesetz der Kirche aufzuzeigen.

IX.

Diese allgemeine Positionsbestimmung der Kirche in der fragmentierten Gesellschaft der Moderne kann unschwer auf das Problem konkretisiert werden, ob und inwieweit den Kirchen eine Verantwortung für die Wahrung einer wertegebundenen Gesellschaft zukommt. Die Antwort liegt auf der Hand: In der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft würde sich die Kirche mit dem Anspruch überheben, der Gesellschaft die Werte bereitstellen zu können. Sie kann nicht anders, als der Welt ihre Werte anzubieten, sie vorbildhaft zu praktizieren; aber sie kann nicht die Gewähr für den Erfolg übernehmen und sollte deshalb daraus auch nicht ihre Legitimation ableiten. So richtig es ist, daß Werte nur im Unbedingten Wurzeln fassen können, darin gründen und die Kirche dieses Unbedingte im Glauben verwaltet, so ist doch Wertebildung des einzelnen nicht Inhalt, sondern lediglich Folge kirchlichen Handelns; nicht Ziel, sondern Wirkung religiöser Glaubensüberzeugung. Insoweit kann Religion objektiv stabilisierend für das Gemeinwesen wirken, aber darin kann nicht die subjektive Funktion von Religion liegen. Das funktiona-

le Argument brächte die Kirche in eine Bringschuld, der sie um ihrer selbst willen nicht genügen kann; denn just das Reflexivwerden von der wertebildenden Kraft des Glaubens würde diese Wirkung unterminieren.

Auch aus einem anderen Grund muß sich die Kirche davor hüten, sich als Werteproduzentin der säkularen Welt anzudienen, von hier aus die Legitimation ihres Öffentlichkeitsauftrags abzuleiten. Es könnten dann nämlich sehr schnell sehr unangenehme Fragen gestellt werden nach der diesbezüglichen Leistungsbilanz. Im Zeitalter fortgesetzter Evaluationen müßte die Kirche dann Antwort geben auf die naheliegende Frage, warum der von vielen Seiten beklagte Werteverfall in der Gesellschaft just im Kontext eines staatskirchenrechtlichen Systems möglich war, das den Kirchen rechtlich und finanziell optimale Entfaltungsbedingungen garantierte.

X.

Trägt die Kirche mithin keine unmittelbare Verantwortung für den Wertehaushalt der säkularen Gesellschaft, so kann sie dem Staat doch eines geben: gläubige Christen. In der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft spielt der Einzelne nämlich eine zentrale Rolle. Er kann in seinem Leben nicht mehr nur eine Rolle spielen, sondern muß in verschiedenen Rollen bestehen. Die Grundrechte mit ihren Freiheitsverbürgungen halten die Differenzierung der verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche und Rollen aufrecht. Nur dies ermöglicht gesellschaftliche Integration bei gleichzeitiger individueller Verschiedenheit. Nicht die ganze Person muß in ein gesellschaftliches System passen, sondern nur die Rolle, die jemand in ihm spielt. Wer im Arbeits- und Wirtschaftsleben mitspielt, mag noch so befremdliche religiöse und politische Positionen haben; als Politiker kann reüssieren, wer als Vater oder Ehegatte versagt; und ein Arbeitsloser kann als Mitglied eines Vereins integraler Bestandteil der Gesellschaft sein. In der Sicherung gesellschaftlicher Ausdifferenzierung liegt die Funktion der Grundrechte: sie bewahren den Einzelnen rechtlich vor einer Totalvereinnahmung durch eines der Systeme, innerhalb derer er sich faktisch befindet. Sie sichern den Rollen- und Identitätstausch der Person, setzen den Einzelnen als vielfältig einsetzbares Modul ein. Damit erreicht der freiheitliche Verfassungsstaat singuläre komplexitätssteigernde und -bewältigende Kapazität.

Der einzelne Mensch, der in vielfältigen Systemen wirkt – in der Familie, in der Wirtschaft, in der Politik, in der Kirche –, er muß diese vielfältigen Anforderungen in seiner Person zu einer kohärenten Lebensführung vermitteln. Die verlorene Einheit der Welt muß im Subjekt wieder rekonstruiert werden: „die Welt als Wille und Vorstellung“ des Individuums. Nur im Leben des einzelnen Gläubigen kann auch die Synthese von Glauben und moderner Welt gelingen; nur er kann seine Religion mit der Autonomie des von ihm verantworteten Sachbereichs in ein stimmiges Verhalten setzen. Er muß die Welt, von der er ein Teil ist, mit seiner christlichen Überzeugung und Hoffnung zusammenbringen. In dem Maße, in dem dies gelingt, können Christen fruchtbare Spuren in der Welt hinterlassen.

In der ausdifferenzierten und individualisierten Moderne ist der christliche Glaube also nicht um so präsenter, je kräftiger und häufiger die Kirche als gesellschaftliche Großgruppe agiert, sondern je überzeugender und integrierender gläubige Menschen in ihr agieren. „In der Mitte der Gesellschaft“ ist die Kirche, wenn Christen sich in der Welt engagieren. Wenn hingegen die religiöse Substanz in der Gesellschaft nicht nur bedroht ist, sondern verdunstet, dann kann auch die institutionelle Präsenz der Kirche „in der Mitte der Gesellschaft“ dies nicht ausgleichen. Oder pointierter formuliert: was nützte es, wenn die Kirche die Gesellschaft nach ihren Lehren formte, aber keiner mehr glaubte? Ist es nicht Aufgabe der Kirche, dem Gläubigen das ewige Heil zu vermitteln, und ist insoweit die gute Ordnung der Gesellschaft zumindest zweitrangig?

Aus dem Glauben der Menschen bezieht der Staat eine seiner tragenden Ressourcen: aus unbedingten, in der Transzendenz wurzelnden Werten speist sich der Ethos der modernen Gesellschaft. Aber diese Werteprägung der Gesellschaft durch Religion ist nur eine mittelbare Wirkung von Religion, kann aber nicht unmittelbares Anliegen der Kirche sein. Der Christ handelt nicht wertegebunden und verantwortungsbewußt, weil er dem Gemeinwesen dienen will, sondern weil er in den Himmel kommen will. Der „gute Staatsbürger“ ist aus christlicher Perspektive nicht Ziel, sondern Folge des Glaubens: „positive Externalität“. Daher gilt und bestätigt sich der Satz: Auch die Kirche dient der modernen Gesellschaft am besten dadurch, daß sie sich auf die ihr eigenen Kompetenzen besinnt, kurz: daß sie Kirche und nur Kirche ist.

Gerfried W. Hunold

Ethische Fragen zur Genomforschung*

Der thematische Anspruch fordert in der Einlösung seiner Behandlung unterschiedliche Erwartungen heraus. Das Thema ist zum einen konkret und offen zugleich, weil eine Vielfalt sachgebener Probleme um Antwort ringt. Zum anderen verweigert es sich dem unmittelbaren Zugriff plausibler linearer Handlungsperspektiven, die im Hoffnungshorizont von Wissenschaft und gesellschaftlicher Öffentlichkeit stehen. Das Dilemma ist greifbar, wenn Forschungseinsichten und Handlungsmöglichkeiten gegeneinander aufgerechnet werden. Vieles ist im weitgespannten Feld der Biotechnik theoretisch möglich, bleibt aber praktisch bis jetzt Utopie. Seit 1989 haben weltweit – dies sei zur Ernüchterung gesagt – ca. 3000 Menschen an gentherapeutischen Versuchen teilgenommen. Geheilt worden ist bis auf den Tag niemand. Aber gerade dieser Sachverhalt gebiert keine Resignation, sondern die Kraft forschender Anstrengung, das Mögliche auf dem Weg des Erreichbaren zu halten.

Gestatten Sie mir vor diesem Hintergrund eine unkonventionelle Annäherung an die Themenstellung.

Das Jahr 2001 firmiert als „Jahr der Lebenswissenschaften“. Seit der Pressekonferenz der Bundesforschungsministerin im Dezember letzten Jahres steht fest, was sich verkappt oder vollmundig hinter dieser Ankündigung verbirgt. Medizin, Gentechnik und Biotechnologie gehören nach Einschätzung der Ministerin zu den „Entwicklungsmotoren des 21. Jahrhunderts“. Kein Zweifel, die als Lebenswissenschaften apostrophierten Forschungsbereiche expandieren. Ihr Wissensschub ist unaufhaltsam. Sie stoßen immer neu die Frage an: Welche Chancen medizinischen Fortschritts bestehen, endlich den Sprung aus der stets versehenden Natur und ihrer grausamen Evolutionsgeschichte zu schaffen, die dem Menschen die Grenzen seiner Existenz aufzwingt? Nach dem Urteil des Hirnforschers Wolf Singer, hat „die Menschheit“ zu keiner Zeit „soviel gewußt und gekonnt wie jetzt“. Aber dies geschieht gleichzeitig um den Preis der Ratlosigkeit. Wohin fährt der Zug des Wissens, ohne den Menschen dabei auf der Strecke zu lassen?

* Die Sprachfassung des Vortrages wurde für die Veröffentlichung beibehalten

Da wurde angesichts der noch unvollständigen Entzifferung des menschlichen Erbguts im April letzten Jahres durch den amerikanischen Genforscher Craig Venter und des diesbezüglich propagierten Durchbruchs seiner Firma Celera Genomics politisch schon vom kulturellen Schwellenwert der Menschheit gesprochen, der der „Erfindung des Rades“ gleichkomme, um mit dieser Feststellung all jenen Skeptikern zu trotzen, die in diesem Erfolg lediglich eine „Entweihung des Menschen durch die Wissenschaft“ erblicken. Man setzt auf gewinnbringenden Erkenntnisfortschritt, dem Menschen zum eigenen Nutzen als Gestaltungsschlüssel in die Hand gegeben.

Und dieser Mensch selbst ahnt mehr und mehr, daß er seine Zukunftsfähigkeit nur dann leistungsfähig behaupten kann, wenn er seinen Status als biologisches „Mängelwesen“ überwindet und aus fernen Entwicklungsstufen ererbter Verhaltensmuster aufbricht. Ist das eine Schande? Es ist jedenfalls kein ausgemachtes „Naturgesetz“ menschlicher Erkenntnisentwicklung, daß die kommunizierenden Röhren zwischen Wissenszuwachs und moralischer Kompetenz im Umgang damit automatisch auf Ungleichgewicht stehen müssen. Unübersehbar bleibt freilich, daß die vom amerikanischen Wissenschaftsmagazin „Science“ 1993 getitelte Schlagzeile immer nachhaltiger an moralischer Durchschlagskraft in der Bewußtseinshaltung der Öffentlichkeit gewinnt: „Dieses Jahres Ketzerei ist des nächsten Jahres Dogma!“ Zeit und Gewöhnung an das Ungewöhnliche schaffen eigene normative Plausibilitäten in der Bewertung des Machbaren. Dies ist keineswegs die Schlagzeile einer blanken Moral des Faktischen, sondern die leise Schrift einer Moral sich wandelnder gesellschaftlicher Überzeugungen im Lebensprozeß. Damit einher geht allerdings die von den sog. Lebenswissenschaften unbeantwortet gelassene Frage: Wo wollen wir im Anspruch des Humanen Grenzen für das Machbare setzen? Diese Frage wird gegenwärtig national und international noch unterschiedlich beurteilt. Aber gerade dieser Sachverhalt fordert mehr denn je die Erarbeitung einer gemeinsamen Wertbasis heraus. Diese ist mit dem Leitprinzip der Selbstzwecklichkeit des je individuellen Subjekts und seiner zu achtenden Würde in der abendländischen Tradition keineswegs in Frage gestellt, aber in ihrer Selbstverständlichkeit ebenso wenig greifbar. Was auf der Agenda des Humanen steht, ist der Aufbau eines Netzes des wieder zu erringenden moralischen Konsenses, der einerseits flexibel genug ist, juristischen Regelbedarf im Bereich der Lebenswissenschaften aufzufangen und andererseits den moralischen Diskussionen genügend Spielraum läßt, um das

menschlich Sinnvolle im Machbaren auszuschreiten. In einem solchen Bemühen wird zugleich der Kern allen ethischen Fragens freigelegt: Was wollen wir als Menschen eigentlich, wenn uns das Wissen nicht beherrschen soll, sondern wir unser Wissen? Diese Zielfrage des Handelns bleibt der Schlüssel zum humanen Selbstverständnis und seiner lebenspraktischen Einlösung.

All dies will in Anschlag gebracht sein, wenn aus ethischer Sicht zu dem angefragten thematischen Problembereich einige Grundaspekte greifbar werden sollen. Damit ist kein lineares Referat angesagt, sondern die Absicht, paradigmatisch auf vorrangige medizinische Problemfelder aufmerksam zu machen, wie sie ethisch im Kontext der Genomforschung und ihrer Anwendungspraxis gegenwärtig gegeben sind.

I.

Angesichts des Kerns allen ethischen Fragens stellt sich zunächst das Statusproblem der Ethik im Wissenschaftsbetrieb und seiner medizinischen Applikation selbst. Der progressierende, naturverändernde und – erschließende Umgang des Menschen mit den immer mehr entschlüsselbaren Voraussetzungen seiner eigenen genetischen und geschichtlichen Existenz mutet eben demselben Menschen gegenwärtig in seinem Erkennen normative Erkenntnisbestimmungen zu, die nicht ungestraft verletzt werden können. Nicht die Vorstellung vom Menschen ist es, die sich verflüchtigt, sondern ein insulares Verstehen des von Natur und Wissen darüber abgeschnittenen Menschen.

Es gilt Abschied zu nehmen von der Versuchung eigener Selbstvergötzung, mit der der Mensch sich im abgenutzten Bild seiner unverwechselbaren Rationalität selbst bewundert. Was ihn in der Rationalität fortschreitenden Erkennens dagegen herausfordert, ist die überaus schwierige Distanzierung von einer simplifizierenden Theorie der Selbstausslegung im Umgang mit dem zugewachsenen Wissen. Anders gewendet: Wissenschaft gelingt nur dann die Selbstausslegung des Menschen, wenn sie bereit ist, die sinnauslegenden Fragen nicht als sachfremd und unangemessen im Wissenschaftsbetrieb zu suspendieren. Dieser archimedische Punkt macht nicht nur die Grenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften durchsichtiger, sondern verdeutlicht zugleich auch, daß Interdisziplinarität zu einer neuen Kehre im normativen Den-

ken führt. Wertorientierung des wissenschaftlichen Handelns kann das Geschäft der Ethik nicht mehr länger als ein Entsorgungsphänomen des Erkennens und seiner Fortschrittsfolgen betrachten. Sie hat wahrzunehmen, daß die Auswahl der Forschungsinteressen und technischen Zielsetzungen stets selbst auf Werteinsichten beruht, die ihre eigene Rechtfertigung einfordert. Konkret: ethische Fragestellungen stehen der naturwissenschaftlich orientierten Medizin nicht sachfremd entgegen, sondern die Frage nach dem menschlich Zumutbaren erweist sich als undispensierbare wissenschaftsimmanente Frage. Verantwortung ist ein Zuständigkeitskriterium in der Bewertung des bewußt angezielten Handelns und der Rechtfertigung seiner Folgen. Sie steht für die Einlösung der Freiheit ebenso wie für die Beachtung von Begrenzungen menschlichen Handelns. Sie zwingt uns dazu, nachzudenken, indem sie konkretes Wissen gegenüber allgemeinen Abwägungen problematisiert. Solch ethische Reflexion beinhaltet kein Sonderwissen des Menschen, sondern läßt ihn nach den Bedingungen der jeweiligen Erkenntnisvoraussetzungen fragen und sich mit den Zielen des auf diesem Wege erhobenen Wissens selbst beschäftigen. Damit gewinnt eine Wissenschaftsethik an Konturen, die sich der Einsichtsstrategie des human Sinnvollen verpflichtet weiß. Mit ihr rücken keineswegs kasuistische Detailfragen ins Thema, sondern bedrängende Strukturfragen menschlicher „Erkenntnispolitik“ überhaupt.

- Was enthebt die Verantwortung wissenschaftlicher Erkenntnis ihrer bloßen Unverbindlichkeit im Progreß der Neugierde?
- Wie ist Verantwortung ethisch anzusiedeln bei einzelnen medizinischen Forschern?
- Wie schlägt sie sich nieder in Ausbildung und Weiterbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie der Zulässigkeit und Förderung von Forschungsvorhaben im Bereich der angewandten Genomanalyse selbst?

Das Problem wissenschaftlicher Selbstkontrolle wird damit zum Problem der Fortschrittseffizienz zwischen theoretischer Einsicht und zumutbarer Praxisinnovation. Damit verwoben wächst zunehmend die Frage nach der demokratischen Kompetenz des Gesetzgebers als Wahrer von Minderheits- und Sicherheitsinteressen und der politisch-wissenschaftlichen Leitfunktion der christlichen Kirchen in der Bewältigung ihrer wertorientierenden Bezugsbasis bei gesellschaftlichen Einstellungs- und wissenschaftlichen Vorstellungsveränderungen. Das human Zumut-

bare läßt sich nicht teilen. Welche Konsequenz ergibt sich aus dieser sachimmanenten normativen Grundoption für die angewandte medizinische Forschung und Praxis?

Die Einlösung der genannten wissenschaftsethischen Kriterien auf der Ebene naturwissenschaftlich-medizinischer Fragestellungen lebt von der Akzeptanz der Pluralität, die zum Gradmesser zwischen der unmittelbaren ärztlichen Verantwortung auf der einen Seite und einer bloß grenzsetzenden Haftpflichtmedizin auf der anderen Seite wird. Konzeptionelle Wissenschaftsethik könnte im Rahmen der angewandten Genomforschung mit dazu beitragen, daß die Probleme des neugewonnenen naturwissenschaftlich-ärztlichen Wissens wieder Handlungsoptionen zu eröffnen helfen, die im therapeutischen Prozeß um des Menschen willen weiterführen. Dies gilt um so mehr, als sich schon jetzt abzuzeichnen beginnt, daß auf nahe Zukunft hin die molekulare Medizin zur theoretischen und praktischen Grundlage ärztlichen Forschens und Helfens wird. Alle bisher greifenden Konzepte der Präventivmedizin werden sich entsprechend diesen neuen Ausgangsbedingungen danach überprüfen lassen müssen, welche Rolle das molekularbiologische Wissen um genetische Strukturen in ihrer Anwendung haben soll. Haben sie lediglich eine flankierende Funktion in der Bekämpfung von Krankheit und Leid oder gewinnen sie gerade in der anvisierten Therapiemöglichkeit eine zentrale Bedeutung, insofern mit ihrem Wissen und Einsatz das naturwissenschaftliche Selbstverständnis der Medizin verändert wird? Problemorientierend sei dieser neue Erwartungshorizont mit einigen drängenden Sachfragen umrissen.

Welcher Stellenwert etwa wird der Gendiagnostik eingeräumt, wenn Gesundheitspolitik den veränderten Therapiemöglichkeiten Rechnung tragen will? Inwieweit verschieben molekulargenetische Erkenntnismerkmale den an sich schon bestehenden Entscheidungsdruck im Rahmen der Pränataldiagnostik und der genetischen Beratung? Welchen gesellschaftlichen Hygienewert könnte das genetische Screening gewinnen, wenn über Reihenuntersuchungen Erblichen im Vorfeld ihres Ausbruchs ausgemacht und behandelt werden können? Inwieweit läßt es die Gesellschaft und das jeweilige wirtschaftliche Interesse zu, daß gendiagnostische Verfahren im Sinne der Genomanalyse bei Arbeitnehmern über angemessenen Broterwerb bzw. über Nichteinstellung und Arbeitslosigkeit entscheiden? Könnte die gesellschaftliche Akzeptanz des genetischen Fingerabdrucks die gerichtliche Medizin bei der Vater-

schaftsfeststellung oder bei der Verbrechensbekämpfung in eine wissensabhängige Kooperation mit staatsanwaltlichen Ermittlungen drängen, deren Ausmaß für eine ausgewogene, unabhängige Rechtssprechung jetzt noch gar nicht auszumachen ist, ganz zu schweigen von den bisher nicht erfaßten datenrechtlichen Konsequenzen? Zeichnet sich nicht doch innerhalb dieses gesellschaftlich bedeutsamen gentechnischen Wissens ein Leben ab, das vom Fremdentscheid lebt und dessen Revidierbarkeit nicht nur die eigene Freiheit infragestellt? Es fragt sich generell, inwieweit eingelebte Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit, Erhaltung des Lebens oder der Verminderung von Leid durch den auf genetische Verfahren aufruhenden medizinischen Fortschritt relativiert werden. Kein Zweifel, die Entscheidungsprozesse für Ärzte und Patienten, nicht zuletzt aber auch für die an der Nutzung der diagnostischen Möglichkeiten interessierten Planer werden komplexer. Überfordert der Zueginn an Komplexität nicht zugleich die Orientierungs- und Entscheidungsfähigkeit der jeweils beteiligten Menschen? Mit den neuen sich abzeichnenden Erkenntnissen und ihren technischen Umsetzungen weiß sich der Mensch nicht nur in die Freiheit gesetzt, sein Wissen anzuwenden, sondern er wird zunehmend auch mit der Not dieser Freiheit konfrontiert. Dieser Tatbestand bedingt, daß unter wissenschaftsethischen Gesichtspunkten rechtsstrategische Fragen innerhalb der Forschungs- und Erkenntnispolitik neu gestellt sein wollen.

II.

Damit rühre ich an einen weitgreifenden Problembereich, der durch das Stichwort „prädiktive Diagnostik“ bestimmt wird. Sachlich ist damit die Tatsache indiziert, eine vorwegnehmende Prognose bezüglich dem jeweiligen Erscheinungsbild nach gesunden Menschen hinsichtlich seinen genetisch bedingten greifbaren prospektiven Erkrankungen auszumachen und auf dieser Grundlage nicht nur genetische Beratung greifen zu lassen, sondern auch – soweit zur Zeit möglich – risikomindernde Maßnahmen einzuleiten. Da das offenbarte Wissen um die genetische Veranlagung nicht nur persönlich private Auswirkungen für alle einzelnen Betroffenen nach sich zieht, sondern auch unmittelbare gesellschaftliche Konsequenzen zeitigt, ballt sich hier ein ganzes Problembündel zusammen, indem sich ethische und verfassungsrechtliche Sichtweisen kreuzen. Aus der Achtung des Einzelnen als freiem Individuum in seiner unhintergehbaren Autonomie resultiert ethisch und rechtlich im Anspruch der

grundgesetzlichen Würdeachtung ein Recht auf Wissen. Dieses Recht schließt allerdings juristisch wie ethisch einen Anspruch auf adäquate Beratung mit ein. Bloße funktionale Information sichert den einzelnen Betroffenen gegenüber noch keinen sachgerechten Umgang mit dem mitgeteilten Wissen. Rechtlich wie ethisch greift ein „Schutz vor sich selbst“. Entsprechend dem europäischen Rechtsübereinkommen zur Biomedizin dürfen gemäß § 12 nur prädiktive Tests eingeleitet werden, wenn sie „gesundheitlichen Zwecken“ dienen bzw. für eine „gesundheitsbezogene wissenschaftliche Forschung“ vorbehaltlich einer angemessenen genetischen Beratung in Anschlag gebracht werden. Damit ist nicht nur das Verhältnis von Arzt und Patient berührt, sondern auch das Rechtsverhältnis im Rahmen von Arbeits- und Versicherungsverträgen. Unbestreitbar bleibt dabei, daß im Kontext der prädiktiven Diagnose die Erkenntnis Modi von einer deskriptiven zu einer konstitutiv-reparierenden Phase übergehen. Nicht nur das bloße Faktum der Ergebnismitteilung greift, sondern auch das beratende Gespräch über therapeutische Interventionen, soweit sie heute möglich sind. Dabei sollte das Recht auf Wissen unbedingt eine kompetente Interpretation der gewonnenen Daten implizieren, zumal gegebene Befunde nicht immer eindeutig sind. Kein Zweifel, das Recht auf Wissen resultiert aus dem ethischen Anspruch der informationellen Selbstbestimmung und damit aus der zu wahrenen Persönlichkeitssphäre, an wen und unter welchen Voraussetzungen weiterzugeben ist, was wissenschaftlich wertvoll bleibt für Arzt und Patient.

Nicht zuletzt unter dem Prinzip informationeller Selbstbestimmung konkretisiert sich auch der Anspruch des Rechts auf Nichtwissen und dies in zweifacher Hinsicht. Zum einen in dem Recht darauf, nicht zu wissen ob man Trägerin oder Träger einer Erbkrankheit ist, nicht zuletzt in Kenntnis der noch begrenzten Therapiemöglichkeiten dieser Leiden. Zum anderen in dem Nichtwissen der Tatsache, daß bestimmte für Betroffene bedeutsame Risiken in ihrer gesundheitlichen Entwicklung untersucht werden können. Das Recht des Nichtwissens konkretisiert sich vornehmlich in der Möglichkeit einer Ablehnung des genetischen Screenings.

III.

Der angesprochene Problembereich tangiert unmittelbar die pränatale Diagnostik. Die vorrangige Rechtfertigung dieser Verfahren liegt zwei-

felllos in ihrem greifbaren Angebot zur Krankheitsprävention. Dabei bleibt im gesellschaftlichen Diskursfeld die Frage unüberhörbar, ob nicht die Pränataldiagnostik in Verbindung mit der Genomanalyse die Möglichkeit einer gleitenden Übergangsweise von einer negativen zu einer positiven Eugenik eröffnet. In pragmatischen Einlassungen erörtert man die erreichbare steigerungsfähige Leistungspotenz des Menschen, spricht von verbesserten Reproduktionsstandarts und mehr Lebensqualität. Gleichzeitig wird innergesellschaftlich ins Spiel gebracht, ob behinderte Menschen ihre Gleichheitschancen in der Welt überhaupt wahrnehmen und verwirklichen können und ob es deshalb nicht unverantwortlich wäre, äußerst benachteiligte und schwerstbeschädigte Individuen überhaupt die Geburt zu ermöglichen und sie damit ins soziale Leben zu entlassen.

Sachlich ist der legalisierte Schwangerschaftsabbruch nicht einfachhin logisches Ergebnis dieser prognostizierenden Verfahrensweise. Ihr Selbstverständnis setzt auf eine Weiterentwicklung ihres Instrumentariums hin zur pränatalen intrauterinen Therapie. Pränatalmedizin im indikatorischen Sinn verstanden meint nicht mehr bloße technische Applikation von bereitgestelltem Wissen, sondern impliziert primär die kontinuierliche Betreuung von Mutter und Kind in allen Phasen vor der Geburt, bei der das ungeborene Leben selbst in einem umfassenden Sinn zum ungeborenen Patienten wird. Gleichwohl drängen auch unter diesen Voraussetzungen Ratsuche und Fragen in das interaktionelle Arzt-Patientenverhältnis, die für den Einsatz ärztlichen Handelns insgesamt charakteristisch bleiben. Was ist dem einzelnen Betroffenen, der Mutter, der gesamten Familie zumutbar? Die gängigen Begrifflichkeiten von Krankheit und Gesundheit, von normal und unnormal, von behindert und nichtbehindert, von Leid und Gelingen des Lebens erfahren dabei unversehens eine andere Akzentsetzung. Sie lassen sich nicht mehr einfach funktionsbezogen beschreiben, sondern rücken ein in eine alle Betroffenen gleichermaßen mit in Verantwortung nehmende Hermeneutik.

IV.

Nicht zuletzt die innergesellschaftlich immer neu und expansiv ausgelegte Frage nach dem Zumutbaren läßt gegenwärtig auch die Präimplantationsdiagnostik (PID) in das Problemfeld unserer Thematik rücken. Diese Diagnostik ist in Deutschland bisher nach dem geltenden Em-

bryonenschutzgesetz nicht zugelassen, wenngleich sie in den USA, in Australien als auch in etwa zehn europäischen Staaten auf jeweils unterschiedlicher Rechtsgrundlage praktiziert wird. Diese sog. PID impliziert ein Verfahren, bei dem im Rahmen der In-vitro-Fertilisation gezielte genetische Untersuchungen an Zellen eines Embryos durchgeführt werden, bevor dieser in die Gebärmutter transferiert wird. Erklärtes Ziel einer solchen diagnostischen Methode ist es, eine genetisch bedingte Veränderung, die eine schwere Erkrankung des Kindes darstellt bzw. zu ihr führt, rechtzeitig zu erkennen und den Embryotransfer in dem gegebenen Erkenntnisfall nicht vorzunehmen. Befürworter der Freigabe dieses Diagnoseverfahrens in Deutschland machen geltend, daß nach der gegenwärtigen Rechtslage der in vitro erzeugte Embryo einen größeren Schutzwürdigkeitsgrad besitze als der Embryo in vivo. Diese Sachgegebenheit bedingt innerhalb der laufenden Diskussion, daß sich ein Paradigmenwechsel im Rahmen der Schutzwürdigkeitsklausel anbahnt. Nicht die Frage nach der Personhaftigkeit des werdenden Lebens ist mehr angesagt, sondern die Frage, wann beginnt individuelles Leben um entsprechende diagnostische Untersuchungsverfahren im Achtzell-Stadium rechtfertigen zu können. Forciert wird diese veränderte Diskussionslage durch das Für und Wider embryonaler Stammzellenforschung.

Damit rückt nicht nur die embryonale Statusfrage wieder in den Vordergrund der rechtlich-moralischen Schutzwürdigkeitsdiskussion, sondern die viel grundsätzlichere Frage nach dem menschlichen Lebensbeginn und seines zu bestimmenden Schutzes.

Angesichts der auch in Deutschland inzwischen begonnenen Problem-diskussion hat am 24. Februar 2000 die Bundesärztekammer einen „Diskussionsentwurf“ zu einer Richtlinie zur „Präimplantationsdiagnostik“ vorgelegt, nach dem die restriktiven Bestimmungen des Embryonenschutzgesetzes in diesem Punkt nicht mehr für zwingend erachtet werden. Der Diskussionsentwurf will mit seiner Vorgabe das Problembewußtsein innergesellschaftlich schärfen und den „gesamtgesellschaftlichen Meinungsbildungsprozeß“ fördern. Ausgangspunkt prospektiver Hilfe soll „ein hohes Risiko für bekannte und schwerwiegende, genetisch bedingte Erkrankung(en)“ bleiben, die unter diesem Einschränkungsprinzip die Untersuchungsmethode begrenzen und damit die Geburt von Kindern mit schweren Erbleiden im Vorfeld vermeiden helfen. Kein Zweifel, der Wunsch nach einem erbgesunden Kind ist legitim, verständlich und auch emotional nachvollziehbar. Unterstützt wird dieser

Wunsch des Weiteren seitens medizinischer Interessenskreise, die dafür plädieren, daß die Aussonderung „schadensträchtiger“ Embryonen wünschenswerter sei als ihre spätere Abtreibung. Das Thema ist derzeit höchstemotional besetzt, dennoch gibt es in der Reproduktion menschlichen Lebens kein moralisch einklagbares Recht auf ein gesundes Kind.

Hinzu kommt, daß es in dieser Diskussionslage um den elementaren Schutz des menschlichen Lebens überhaupt geht. Diese Schutzoption wird durch die Selektion eventuell kranker Embryonen mit der PID in Frage gestellt. Neue Fragen und Problemkonstellationen brechen auf. Der auf den ersten Blick als Hilfe erscheinenden Möglichkeit folgen schwerwiegende, zwischen Recht und Ethik noch umfassend und detailliert innergesellschaftlich auszutragende Diskurse. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung steht vorab die durchgängige Instrumentalisierung von Embryonen. Des Weiteren greift damit in eingehend eine Selektion von Leben nach den funktionalen Kriterien von lebenswert oder nicht lebenswert. Der Selektionsmodus selbst bestimmt damit über die Vernichtung der als erbkrank diagnostizierten Embryonen, wobei die Vorhersagen in diesem Stadium eine nicht abwägbare Unsicherheitsrelation bergen hinsichtlich der möglichen, aber nicht linear eintretenden Schädigung. Der auch von der Bundesärztekammer zum Diskussionspunkt genommene Ausnahmefall eindeutiger familiärer Erbbelastung birgt die Gefahr einer ausweitenden Indikationsmarge in sich. Viel schwerwiegender ist die zunehmende Gefährdung von Behinderten und ihren Eltern, die dem Vorwurf ausgesetzt bleiben, durch verpaßte Handlungskonstellationen unter das Oktroi gesellschaftlicher Stigmatisierung zu geraten.

Ohne Zweifel hat der Diskussionsentwurf der Bundesärztekammer die Anwendung dieser Diagnosemöglichkeit unter strenge Kriterien gestellt, doch bleibt ebenso zu konstatieren, daß eine solche Intervention die bisher geltenden Normen sprengt. Die In-vitro-Fertilisation wird damit auf Personenkreise ausgeweitet, die bisher nur bei ausgewiesener Sterilität in die begleitende Hilfe der Reproduktionsmedizin gelangten. Festzuhalten bleibt, daß der moralische Rechtskonsens des Embryonenschutzgesetzes darauf ausgelegt ist, menschliches Leben schon in seinem frühesten Stadium vor Instrumentalisierung oder Vernichtung zu schützen.

Im Spektrum der verbandsärztlich vorgeschlagenen Handlungskonditionen bleibt des Weiteren kritisch in Anschlag zu bringen, daß der

Richtlinienentwurf zwar auf ein Menschenbild beruht, das keineswegs reduktioniert auf die „Summe genetischer Informationen“ abhebt, aber in der Zulässigkeit begrenzter Selektion diesen Öffentlichkeitseffekt nach sich ziehen kann. Der Mensch ist mehr als seine blanke genetische Ausstattung.

Die Beantwortung der von der Bundesärztekammer aufgeworfenen Frage, ob es sich im Kontext der PID „um eine Ausnahme vom Tötungsverbot handelt“ setzt meines Erachtens eine grundsätzliche anthropologische und ethische Klärung voraus, die nicht vorschnell für das Linsengericht emotionaler Betroffenheit vereinnahmt sein will. Grundsätzlich rückt mit einer bedingten Zulässigkeit der PID die Frage in den gesellschaftlichen Mittelpunkt, unter welchen Voraussetzungen ein ausreichender Würdeschutz des Lebens in der Eventualität menschlicher Gebrochenheit überhaupt noch rechtsstaatlich im Sinne des moralischen Konsenses zu gewährleisten ist.

V.

Sie haben mich eingeladen, Fragen zu stellen. Diese hermeneutisch-methodische Vorgehensweise habe ich ernst genommen, zumal das thematische Feld keine vorschnellen Antworten verträgt. Angesagt ist und bleibt der interdisziplinäre Dialog. Das Abtasten und Ringen um eine handlungsleitende Grundbasis, bei der der Mensch nicht verdinglicht wird, ist für die Zukunft der angesprochenen Sachfragen wegweisend. Eine interdisziplinäre Streitkultur ist damit eingefordert, um das menschlich Tragfähige auf dem Weg des zu erstrebenden gesellschaftlichen Konsenses in der Zulässigkeit des Machbaren zu halten. Dieses Ansinnen entspricht einer prospektiven Ethik, die nicht resignierend dem Fortschritt ihn nachträglich legitimierend hinterherläuft, sondern die das Können des Menschen kritisch auf seine sinnvollen Ziele hin begleitet.

Vergangenes und Vertanes stehen unverrückbar fest, an ihnen kann der Mensch nicht reumütig nachbessern. Das „Mögliche“, von keinem Geringeren als Aristoteles in die Bewältigungsgeschichte des Ethischen ins Spiel gebracht, verschwistert sich mit dem Künftigen. Der Mensch kann sich nicht von dem Zuwachs des Wissens verabschieden. Die Offenheit der Zukunft gibt den Grund dafür ab, nicht einfach instinktiv zu reagieren, sondern planend und gestaltend im Streit der Herausforderungen.

Dieser Anspruch macht auch Theologie konkret. Sie ist kein Anhängsel des Humanen, sondern sein leitender Inhalt in der Vergewisserung des menschlich Sinnvollen im Medium von Zeit und Geschöpflichkeit. Der Mensch selbst wird damit nicht nur zum Ausgangspunkt, sondern auch zur Variation seiner eigenen Sinnsuche, ohne die Verantwortung für sich selbst dabei einfach abstreifen zu können in der Verwirklichung seiner Absichten. Wie aber der Mensch diesen sittlichen Anspruch einlöst, hängt von ihm selbst ab. Diese bleibende Einsicht formulierte visionär unabhängig vom Tagesgeschehen heutiger Wissenschaftserkenntnis der evangelische Theologe und Ethiker Helmut Thielicke über konfessionelle Grenzen hinweg: „Der Mensch ist das Risiko Gottes“. Konkret gesprochen heißt das: Ein Tier kann nicht dabei scheitern, sein Geschick zu erfüllen, aber der Mensch kann es. Dies bleibt die Herausforderung seiner Freiheit, aber auch die Last seiner Schuld.

Rudolf Morsey

Streiflichter zur Geschichte der Görres-Gesellschaft

I

Wenn wir heute des 125jährigen Bestehens der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft gedenken*, so ist in dieser Kontinuitätslinie die siebenjährige Zwangspause nach dem Verbot von 1941 eingeschlossen. 1948 wurde sie wiederbegründet und erneut in das Vereinsregister in Bonn eingetragen. Diese Stadt war seit jeher ihr, wie es in der früheren Amtssprache hieß, „Wohnsitz“.

Aber auch in den 118 Jahren „aktiver“ Tätigkeit der Gesellschaft gab es Unterbrechungen in der Abfolge ihrer bisher 104 Generalversammlungen. Diese jährlich vorgesehenen Treffen sind vor 1914 insgesamt fünfmal ausgefallen, davon 1892 wegen Cholera-Gefahr, später dann noch sechsmal, bedingt durch den Ersten Weltkrieg und seine Folgen. Eine Jahrestagung wie 1910 in Metz war nicht mehr möglich, aber auch nicht, wie 1886, in Danzig. Die letzte Generalversammlung vor der Zwangsauflösung tagte 1937 in Osnabrück – dort übrigens zum ersten Mal –, die erste nach der Wiederbegründung 1949 in Köln. Seitdem treffen wir uns heute zum dritten Mal hier in Paderborn.¹

Derlei statistische Details zur Geschichte der Gesellschaft ließen sich weiterführen bis zur Gegenwart. Das gilt etwa für die Entwicklung der Mitgliederzahlen wie für die Ausdehnung ihrer Sektionen – heute sind es 21 –, für den Beginn und den Abschluss ihrer großen Editionsunternehmen wie für die Arbeit der Auslandsinstitute.

Seit über einem Jahrhundert ist das „Staatslexikon“ mit seinen sieben Auflagen zwischen 1889 und 1993, für jede Generation neu vorgelegt,

* Ansprache beim Festakt zur Eröffnung der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft am 30. September 2001 in Paderborn. Der Text ist leicht erweitert und mit Anmerkungen versehen.

¹ Ein Verzeichnis der Generalversammlungen 1876 bis 1985 findet sich in: Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft. Die Vorträge auf den Generalversammlungen 1876-1985. Ein Verzeichnis. Bearb. von Hans Elmar *Onnau*. Hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Rudolf *Morsey*. Paderborn 1990, S. 305-307.

das Aushängeschild der Gesellschaft, das Wahrzeichen für die „generationenumspannende Kontinuität des Aufgabenkonzepts im steten Dialog mit den Gegenwartsfragen“.² Dabei waren schon die Schwierigkeiten, die es bei der Erstaufgabe dieses Lexikons zu bewältigen galt, gewaltig – so ist ein einzelner Autor 54mal gemahnt worden.³ Probleme ganz anderer Art schufen die drei Ergänzungsbände zur 6. Auflage von 1969/70; denn während ihrer Vorbereitung gerieten mehrere Mitarbeiter in den Strudel der 68er Revolution, und selbst ein Mitglied des Herausgeber-Gremiums, Helmut Ridder. Deswegen musste sich der neue Präsident der Gesellschaft namens der Herausgeber und des Redaktionskomitees im Vorwort von Band 9 eigens von „einseitigen Sichten“ mancher Beiträge distanzieren.⁴ In der Bewältigung dieser Krise bestand Paul Mikat seine Bewährungsprobe.

Seine Wahl durch den Beirat, bei der Generalversammlung 1967 in Mainz, war, erstmals in der Geschichte der Gesellschaft, nicht durch „Zuruf“ erfolgt, sondern durch Zettelwahl, nachdem sie, auf seinen Antrag in der Beiratssitzung 1966 in Fulda hin, um ein Jahr verschoben worden war.⁵ Dann jedoch obsiegte Paul Mikat, gegen einen Konkurrenten, mit großem Abstand.⁶ So reizvoll es wäre, diesen „Fall“ näher zu behandeln, belasse ich es heute bei Streiflichtern zur Geschichte der Görres-Gesellschaft vornehmlich bis 1941 hin. Die Ära Mikat zu würdigen, wird ohnedies künftig nicht leicht fallen; denn die Hauptquelle des Historikers, die schriftliche Überlieferung, dürfte spärlich fließen, und das bei zunehmend größerer Dichte von Publikationen. Seit Beginn sei-

² So Laetitia *Boehm* in ihrem Begleitwort zu: *Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft 1876-1976. Eine Bibliographie.* Bearb. von Hans Elmar *Onnau*. Paderborn 1980, S. 259.

³ Vgl. Hermann *Cardauns*, Julius Bachem und die Görres-Gesellschaft, in: Johann Georg, *Herzog zu Sachsen*, Kunst und Kunstförderung im slavischen Osten / Hermann *Cardauns*, Julius Bachem und die Görres-Gesellschaft. Köln 1919, S. 65.

⁴ Sechste, völlig neu bearb. und erweiterte Aufl. Erster Ergänzungsband. Freiburg i.Br. 1969, S. V.

⁵ 1966 hat sich „nach einer teilweise lebhaften Diskussion“ die Mehrheit des Beirats für eine Vertagung um ein Jahr entschieden, „weil zu diesem Zeitpunkt nach der Satzung der gesamte Vorstand neu gewählt werden“ müsse. Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft (künftig: JTbGG) 1966, S. 20. Der Name des Kandidaten war nicht genannt. Ein wesentlicher Grund für die Vertagung lag darin, dass der Bochumer Ordinarius für Deutsche Rechtsgeschichte, Kirchen-, Bürgerliches und Handelsrecht, Mikat, damals Kultusminister in Düsseldorf war (bis 8. Dezember 1966).

⁶ Im JTbGG 1967 ist nur das Ergebnis der Wahl festgehalten und der Name des Gegenkandidaten (Johannes Spörl) nicht erwähnt; der Münchner Historiker wurde zum Vizepräsidenten gewählt. Köln 1968, S. 36.

ner Präsidentschaft hat sich zudem die Zahl der Sektionen verdoppelt, das Haushaltsvolumen um etwa das Zehnfache vergrößert. Der letztjährige Jahres- und Tagungsbericht umfasst 268 Seiten.

Paul Mikat ist erst der fünfte Präsident seit Bestehen der Gesellschaft. Der erste, Georg von Hertling, Philosoph in Bonn und dann in München, gleichzeitig ein herausragender Zentrumspolitiker, hat sie 42 Jahre lang geführt, bis zu seinem Tod 1919.⁷ Ihm folgte der Münchner Historiker Hermann Ritter von Grauert.⁸ Er starb nach nur vierjähriger Präsidentschaft, dessen Nachfolger ab 1924, der Freiburger Historiker Heinrich Finke, 1938.⁹

Zwei Jahre später war es noch möglich, einen Nachfolger zu wählen, den Berliner Staats- und Verwaltungsrechtler Hans Peters.¹⁰ Er selbst fehlte bei dieser Wahl, nicht jedoch ein Spitzel des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS. Peters konnte die Geschäfte allerdings, wegen seines Kriegsdienstes, bis zur Auflösung der Gesellschaft nicht mehr ausüben. 1948 erneut bestätigt¹¹ und ein Jahr später gewählt¹², ist ihr rascher Wiederaufbau wesentlich sein Werk.

Eine noch stärkere Kontinuität als die im Vorsitz der Gesellschaft – neben dem nur fünften Präsidenten amtiert der elfte Generalsekre-

⁷ Zur Vita Hertlings vgl. zuletzt: Bernd *Haunfelder*, Die Reichstagsabgeordneten der Deutschen Zentrumspartei 1871-1933. Biographisches Handbuch und historische Photographien. Düsseldorf 1999, S. 179 f. S. ferner Anm. 20.

⁸ Dazu vgl. Siegfried *Koß*, Hermann (Ritter von) Grauert, in: Biographisches Lexikon des KV, hrsg. von Siegfried *Koß* und Wolfgang *Löhr*. Teil 5. Köln 1998, S. 59-62. Grauert war bereits seit 1889 Vizepräsident gewesen.

⁹ Vgl. zuletzt Odilo *Engels*, in: Zeitgeschichte in Lebensbildern, Bd. 9, hrsg. von Jürgen *Aretz*, Anton *Rauscher* und Rudolf *Morsey*. Münster 1999, S. 63-78, 337 f.

¹⁰ Vgl. Ulrich *Karpen*, Hans Peters, in: ebd. Bd. 10 (2001), S. 143-162, 320 f.

¹¹ Jahresbericht der Görres-Gesellschaft (ohne den früheren Zusatz: zur Pflege der Wissenschaft) 1949. Köln 1950, S. 29. Da diese Jahresberichte (künftig: JbGG) seit 1876 jeweils im darauffolgenden Jahr erschienen sind (Köln: Kommissionsverlag J.P. Bachem), wird künftig auf die Hinzufügung von Erscheinungsort und -jahr verzichtet.

¹² Dem ersten Jahresbericht nach der „Wiederkonstituierung“ zufolge (JbGG 1949, S. 29) hatte *Peters* die erste Mitgliederversammlung in seiner Eigenschaft als „letzter Präsident der Gesellschaft vor dem Verbot“ (1941) zum 9. März 1948 einberufen. Die Tagesordnung lautete: „1. Wiederherstellung der Görres-Gesellschaft, 2. Bestellung eines neuen Vorstands, 3. Plan der künftigen Arbeiten“. Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad Adenauer-Stiftung in Sankt Augustin, Nachlass Laforet I-122-061/6. Die Mitgliederversammlung bestellte einen provisorischen Vorstand mit *Peters* an der Spitze, den der Beirat am 10. Oktober 1949 in Köln bestätigte. JbGG 1949, S. 34. Der frühere Generalsekretär (1929-1941) Arthur Allgeier wurde zum Vizepräsidenten gewählt, zum neuen Generalsekretär Hermann Conrad.

tär¹³ – besteht auf einer anderen Ebene: im Jahresbeitrag ihrer Mitglieder. Er betrug von der Gründung an bis 1964 hin ganze 10 Mark, unbeschadet mehrfacher Wechsel der Staatsform, der Währungen und der Kaufkraft, und er beträgt seitdem nur das Doppelte. Es gibt aber auch einen Bruch in der Kontinuitätslinie unserer Sozietät. Er erfolgte 1974, hier in Paderborn. Damals wurden aus dem überkommenen Namen „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland“ die letzten drei Worte gestrichen.¹⁴

Soviel zunächst zur historischen Statistik. Sie wird uns weiterhin begleiten, denn bisher fehlt eine Geschichte der Görres-Gesellschaft.¹⁵ Dabei

¹³ Leopold Kaufmann (1876-1891), Hermann Cardauns (1891-1914), Arnold Rademacher (1914-1922), Konrad Beyerle (1922-1923), Heinrich Günter (1923-1925), Martin Honecker (1925-1929), Arthur Allgeier (1929-1941), Hermann Conrad (1949-1967), Johannes Herrmann (1967-1979), Hermann Krings (1979-1991), Rudolf Schieffer (seit 1991).

¹⁴ In der Beiratssitzung am 5. Oktober 1971 in Nürnberg war eine Kommission damit beauftragt worden, Vorschläge für eine „Anpassung“ der Aufgabenstellung der Görres-Gesellschaft an „gegenwartsnahe Erfordernisse“ zu machen (Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft [künftig: JTbGG] 1971, S. 53), um daraufhin die Satzung entsprechend ändern zu können. Bei der Generalversammlung am 3. Oktober 1972 in Wien informierte Generalsekretär *Herrmann* über die Aufgaben dieser Kommission, die in der nächstjährigen Mitgliederversammlung „zur Diskussion gestellt“ werden würden. JTbGG 1972, S. 90. Im folgenden Jahr, bei der Generalversammlung in Würzburg, wurde dieser Punkt jedoch nicht behandelt. Erst am 8. Oktober 1974 in Paderborn stimmte die Mitgliederversammlung einem „Antrag des Vorstandes auf Neufassung von § 1 und § 3 der Satzung sowie auf mehrere Berichtigungen redaktioneller Art einhellig“ zu (JTbGG 1974, S. 69), ohne dass diese „Neufassung“ und die „Berichtigungen“ im JTbGG festgehalten worden wären. Nach dem Protokoll dieser Mitgliederversammlung ist auch eine Neufassung des § 2 erfolgt („Der Verein führt den Namen ‚Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft‘“). Die notariell beglaubigte neue Satzung ist am 3. Februar 1975 dem Amtsgericht in Bonn mitgeteilt und von ihm am 16. April 1975 genehmigt worden. Eine Kopie des Protokolls der Mitgliederversammlung vom 8. Oktober 1974 und den Hinweis auf die Eintragung beim Amtsgericht Bonn verdanke ich Herrn Hans Elmar Onnau (Kerpen), Ehrenarchivar und Träger des Ehrenrings der Görres-Gesellschaft.

¹⁵ Bisher liegen nur meist ältere, zudem eher chronikartige Überblicksdarstellungen vor: Hermann *Cardauns*, Die Görres-Gesellschaft 1876-1901. Köln 1901; *ders.*, Die Görres-Gesellschaft 1901-1916, in: Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft. Köln 1916, S. 45-58 (auch in: JbGG 1917, S. 45-72); *ders.*, Der Plan einer Zeitschrift der Görres-Gesellschaft, in: JbGG 1918, S. 90-95; Heinrich *Finke*, Internationale Wissenschaftsbeziehungen der Görres-Gesellschaft, in: JbGG 1931 (Vereinsschrift), S. 1-38; Wilhelm *Spael*, Die Görres-Gesellschaft 1876-1941. Paderborn 1957; Johannes *Horstmann*, Katholizismus und moderne Welt. Katholikentage, Wirtschaft, Wissenschaft – 1848 bis 1914. Paderborn 1976 (S. 90-137: Die Görres-Gesellschaft). Vgl. ferner die in folgenden Anmerkungen erwähnten Beiträge von E. *Gatz* (17), W. *Becker* (20), H. *Raab* (25), M. *Baumeister* (28), Chr. *Weber* (28 und 37), N. *Trippen* (38), R. *Morsey* (47 und 91), A. *Frenken* (58 und 59). Für eine Gesamtdarstellung sind die von Hans Elmar Onnau be-

ist die Quellenlage für eine Geschichte der Gesellschaft inzwischen günstig.¹⁶ Auch über die der vier Auslandsinstitute – in Rom (seit 1888), Jerusalem (1910), Madrid (1926) und Lissabon (1962) – wissen wir noch wenig, abgesehen von Rom.¹⁷

II.

Im Folgenden behandle ich *zunächst* die Gründung und Zielsetzung der Görres-Gesellschaft als privater Notgemeinschaft katholischer Wissenschaftler in der Zeit des Kulturkampfes sowie ihre Etablierung im Kaiserreich. Der *zweite* Abschnitt gilt einem Höhepunkt ihrer Arbeit und ihres Ansehens in der Weimarer Republik, der *dritte* der Gratwanderung der Gesellschaft in der Zeit des Hitler-Regimes.

Gegründet wurde die „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland“ am 25. Januar 1876 in Koblenz. Es war der hundertste Geburtstag von Joseph von Görres, des dort geborenen streitbaren Publizisten, Verteidigers nationaler Unabhängigkeit, kirchlicher Freiheit und christlicher Wissenschaft. Zur Vorgeschichte der Vereinsgründung gehörten Jahrzehnte lang geführte Diskussionen um die Errichtung einer staatsfreien katholischen Universität, nach dem Vorbild im belgischen Löwen. Dieses Thema hatte noch den Katholikentag von 1875 beschäftigt.

Die Görres-Gesellschaft entstand in klarer Abgrenzung von diesem Projekt, als originäre Schöpfung. Den Anstoß zu ihrer Gründung gab der Selbstbehauptungswille katholischer Wissenschaftler und Wissenschaftsfreunde in der Situation des Kulturkampfes in Preußen. In seinem Gefolge wurden katholische Wissenschaftler beruflich diskriminiert und ge-

arbeiteten Verzeichnisse über die Generalversammlungen (s. Anm. 1) und über das Schrifttum der Görres-Gesellschaft (s. Anm. 2) eine wesentliche Hilfe, jüngst ergänzt durch eine von ihm bearbeitete Bibliographie des Schrifttums 1976-2000, hrsg. und mit einem Geleitwort von Rudolf Morsey. Paderborn 2001.

¹⁶ Das Archiv der Görres-Gesellschaft ist im Historischen Archiv des Erzbistums Köln (HAEK) benutzbar. Vgl. Historisches Archiv des Erzbistums Köln. Übersicht über seine Geschichte, Aufgaben und Bestände. Redaktion: Toni Diederich und Ulrich Helbach. Siegburg 1998, S. 312 f. Hinzu kommt der dort ebenfalls deponierte ergiebige Bestand einschlägiger Akten in der Sammlung Hans Elmar Onnau. Ebd., S. 427 f.

¹⁷ Erwin Gatz, Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft 1888-1988, in: Römische Quartalschrift für Altertumskunde und Kirchengeschichte 83 (1988), S. 3-21.

sellschaftlich isoliert, ja ghettoisiert.¹⁸ Die Gesellschaft entstand als eine rheinische Initiative gegen Illiberalität und Intoleranz, nach der Devise: „Die Gründung ist notwendig, also wird sie gemacht.“¹⁹ Von den fünf „Machern“ war der älteste der 54jährige Bonner Oberbürgermeister a.D. Leopold Kaufmann, ein Opfer des Kulturkampfes, die übrigen vier zählten nicht einmal 34 Jahre: die Bonner Privatdozenten Georg von Hertling (Philosophie) und Hermann Cardauns (Geschichte), der Kölner Publizist und Advokat Julius Bachem, der Kölner Arzt Karl Melchior Hopmann und der Koblenzer Advokat Eduard Müller.

„Geistiger Schöpfer“ der rheinischen Gründung war Hertling, seit einigen Monaten bereits Mitglied des Reichstags für den Wahlkreis Koblenz. (Er hatte als sechzehnjähriger Schüler bei einem Besuch in Köln zum ersten Mal den Namen Görres gehört.) Ein Polizeikommissar samt beigegebenem Stenographen beobachtete die Gründungsversammlung auf „staatsfeindliche Umtriebe“ hin.²⁰ Der Vereinszweck war bewusst offen formuliert, jenseits von kampfbetonten oder auch „zeitbedingten apologetischen Zwecksetzungen“.²¹ Er lautete, in „Bewahrung und Weiterführung ihres im katholischen Glauben wurzelnden Gründungsauftrags, wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin zu wecken und zu fördern“. (In der heute gültigen Satzung vom 7. Oktober 1980 ist zusätzlich ergänzt: „und die Gelegenheit zum interdisziplinären Austausch“ zu bieten).²² Eigens erwähnt waren die Förderung namentlich jüngerer katholischer Gelehrter und die Dringlichkeit von „großen Forschungsunternehmungen“, die „nur auf dem Wege der Association“ durchführbar seien. Dazu zählte eine „das politische und soziale Leben umfassende Enzyklopädie“. Damit war das spätere „Staatslexikon“ angesprochen, mit dessen Vorbereitung Julius Bachem, nach einem von Hertling entworfe-

¹⁸ Bei der Generalversammlung 1936 in Hildesheim erinnerte Heinrich *Finke* in seinem Rückblick auf die Geschichte der Gesellschaft an die „unheimliche Stimmung“ der Kulturkampffära für katholische Wissenschaftler. In diesem Zusammenhang zitierte er die Frage eines Mitglieds des Preußischen Herrenhauses, „ob es nicht angezeigt sei, dem katholischen Volksteil die Auswanderung anzuempfehlen“. JbGG 1936, S. 68.

¹⁹ So Hermann *Cardauns*, *Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs*. Köln 1912, S. 77.

²⁰ Winfried *Becker*, *Georg von Hertling 1843-1919*. Band 1: Jugend und Selbstfindung zwischen Romantik und Kulturkampf. Mainz 1981, S. 265 in dem Kapitel „Die Gründung der Görres-Gesellschaft 1876“, S. 261-279. Vgl. ferner *ders.*, *Georg von Hertling 1843-1919*. Paderborn 1993 (Quellentexte).

²¹ L. *Boehm*, Begleitwort zu H.E. *Onnau*, *Das Schrifttum*, S. 258.

²² Im JTbGG 1980, S. 86 ist die Mitgliederversammlung erwähnt, nicht aber der Beschluss zur Änderung der Satzung.

nen Plan²³, unverzüglich begann. Es sollte sich betont von meinungsbildenden Enzyklopädien liberaler Provenienz abgrenzen.²⁴

Aus dem Programm der Gesellschaft blieb die Theologie, d.h. Exegese und Dogmatik, ausgeschlossen. Man wollte nicht, so Hertling später (1910) einmal, „in die theologischen Lehren der Kirche hineinreden“²⁵, vor allem aber – das wäre zu ergänzen – von den damaligen Konflikten mit dem kirchlichen Lehramt verschont bleiben. Gleichwohl stellten Geistliche in der Zeit des Kaiserreichs „wohl die Hälfte“ der Mitglieder.²⁶ Kurz nach der Gründung der Gesellschaft gehörten ihr bereits zwölf Bischöfe an.²⁷ Die Gesellschaft ging von der Überzeugung aus, dass zwischen religiöser Glaubenstreue und strenger Gelehrsamkeit auf allen weltlichen Gebieten kein Widerspruch bestehe, dass sich Glaube und methodisch forschende Wissenschaft vielmehr wechselseitig einander ergänzten und förderten.

In einer Abfolge von Grundsatzreden hat Hertling seit 1893 die Aufgabe und die Berechtigung eines so verstandenen Wissenschaftsbegriffs verteidigt; er ist unentwegt dafür eingetreten, die Konfessionsgrenzen durch wissenschaftliche Leistungen zu überwinden. Er hat sich, wie kein anderer, um eine „intellektuelle Fundierung des Katholizismus“ in der ihm gegenüber verständnislosen, intoleranten Gelehrtenwelt bemüht, nicht minder um ihre internationale Ausrichtung.²⁸ Damit trug Hertling dazu bei, die Inferiorität – Stichwort: Bildungsdefizit – und Imparität der katholischen Minderheit zu überwinden und dieses Volksdrittel mit dem „heiligen evangelischen Reich deutscher Nation“ (Adolf Stoecker) auszusöhnen.

²³ JbGG 1877, S. 25.

²⁴ Dazu jüngst Hans-Jürgen Becker, *Der Staat im Spiegel der Staatslexika. Ein Vergleich des Evangelischen Staatslexikons und des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft*, in: *Historisches Jahrbuch* 121 (2001), S. 367-377.

²⁵ Heribert Raab, „Katholische Wissenschaft“. Ein Postulat und seine Variationen in der Wissenschafts- und Bildungspolitik deutscher Katholiken während des 19. Jahrhunderts, in: *Katholizismus, Bildung und Wissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von Anton Rauscher. Paderborn 1987, S. 87 (S. 61-92: „Die Görres-Gesellschaft“).

²⁶ In seinem kurzen „Rückblick“ auf die Geschichte der Görres-Gesellschaft von 1949 bezeichnete es Arthur Allgeier deswegen als „merkwürdig“, dass die Theologie in den Statuten „geradezu ausgeschlossen“ worden sei. JbGG 1949, S. 13.

²⁷ H. Cardauns, *Aus dem Leben*, S. 87.

²⁸ Martin Baumeister, *Parität und katholische Inferiorität. Untersuchungen zur Stellung des Katholizismus im Deutschen Kaiserreich*. Paderborn 1987, S. 50; Christoph Weber, *Der „Fall Spahn“ (1901). Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert*. Roma 1980, S. 50.

Für eine Korrektur der Imparität im politischen Raum blieb die Zentrumsparterie zuständig. Ihr bedeutendster Vorkämpfer, Ludwig Windthorst, zählte zu den aktiven Werbern für die Görres-Gesellschaft, nachdem er 1882 an der Generalversammlung, hier in Paderborn, teilgenommen und sich von der dortigen Begeisterung hatte anstecken lassen.²⁹

III.

Nach dem Ende des Kulturkampfes verstärkte die Gesellschaft ihre Forschungstätigkeit und -förderung. Zu den ersten drei Sektionen – für Rechts- und Sozialwissenschaft, für Philosophie und für Geschichte – trat 1906 eine weitere, für Naturwissenschaft, hinzu. Die jährlichen Generalversammlungen in jeweils anderen Städten des Reiches galten als lange entbehrter Treffpunkt katholischer Gelehrter und Freunde der Wissenschaft. Das anfängliche Ringen um eine *populär*-wissenschaftliche Ausrichtung oder eine *streng*-wissenschaftliche wurde zugunsten der Letzteren entschieden.

Zur Jahrhundertwende, knapp dreißig Jahre nach ihrer Gründung, zählte die Görres-Gesellschaft ca. 3.800 Mitglieder, darunter 800 Teilnehmer. Letztere zahlten anstelle eines Jahresbeitrags von 10 Mark nur 3 Mark, besaßen dafür aber kein Stimmrecht. Die Gesellschaft konnte bereits an die 200 Publikationen vorweisen, darunter 88 Vereinsschriften, von denen viele über die Konfessionsgrenzen hinauswirkten. Dazu zählte auch der erste Band der im Römischen Institut von Sebastian Merkle bearbeiteten Edition „Concilium Tridentinum“. Deren letzter Band ist soeben, genau 100 Jahre später, erschienen, bearbeitet von Klaus Ganzer. Die

²⁹ JbGG 1882, S. 19. Auf dem anschließenden Frankfurter Katholikentag zeigte sich der Zentrumspolitiker von der Entwicklung der Görres-Gesellschaft „auf das Angenehmste überrascht“ und empfahl deswegen allen Anwesenden, nicht nach Hause zu gehen, ohne sich vorher als Mitglied der Gesellschaft eingeschrieben zu haben. Verhandlungen der XXIX. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands zu Frankfurt a.M. am 11., 12., 13. und 14. September 1882, hrsg. von Mitgliedern des Localkomités. Frankfurt a.M. 1882, S. 208 f. Diesen Appell wiederholte *Windthorst* noch mehrfach auf den folgenden Katholikentagen. Bei der Jahresversammlung der Görres-Gesellschaft 1891 in Hildesheim gedachte auch Bischof Daniel Wilhelm *Sommerwerk gen. Jacobi* des wenige Monate zuvor (14. März) verstorbenen Mitglieds *Windthorst* (als dessen „Diözesanbischof“) und würdigte ihn als den „Görres der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts“. JbGG 1891, S. 17.

Herausgeber des Historischen Jahrbuchs hatten von vornherein Nichtkatholiken zur Mitarbeit eingeladen.³⁰

Vom „Staatslexikon“ lag seit 1901 die 2. Auflage vor, zwar besser als die erste, aber noch nicht in der erstrebten Geschlossenheit. Immer noch stammten zu viele Artikel von Theologieprofessoren, speziell von Jesuiten. Sie basierten auf der Grundlage des erneuerten scholastischen Naturrechts und waren teilweise nicht frei von apologetischer Tendenz. Erst die veränderte 3., 1912 abgeschlossene Auflage verschaffte dem Werk allgemeine Anerkennung. Hingegen war es nicht gelungen, eine eigene Zeitschrift zu gründen. Sie sollte an die Stelle der thematisch ausgerichteten Vereinsschriften treten, um eine stärkere Bindung der Mitglieder zu erreichen. Deren Namen waren erstmals im Jahresbericht von 1884 enthalten, unterteilt nach Wohnorten. Auf diese Weise konnte jedes Mitglied selbst feststellen, „wer in seinem Bekanntenkreis noch fehlt“.³¹ 1913 kamen übrigens die meisten Mitglieder, 827, aus Köln, gefolgt von Paderborn mit 593. Das Schlusslicht bildete Bamberg mit nur 31.

Inzwischen leistete die Gesellschaft mit ihrer Forschungs- und Publikationstätigkeit einen unverwechselbaren Beitrag zur wissenschaftlichen Pluralität in der weiterhin national-protestantisch bestimmten Kulturwelt. Deren Ablehnung bekam sie 1901/02, im Zusammenhang mit dem spektakulären „Fall Martin Spahn“, zu spüren. Wilhelm II. hatte den in Bonn lehrenden 26jährigen, mit „nationalistischer Attitüde“ auftretenden Historiker³², als Ordinarius an die Universität nach Straßburg berufen, aus Paritätsrücksichten; sein Vater war ein bekannter Politiker des Zentrums, das die stärkste Fraktion des Reichstags bildete.

Spahns Berufung, gegen die Straßburger Universität, die unter 44 Ordinarien zwei Katholiken zählte, führte zu reichsweiten Protesten. Vordergründig ging es bei diesem „nationalen Politikum“³³ um das Prinzip vermeintlich wertneutraler „Voraussetzungslosigkeit“ der Wissenschaft. Sie wurde katholischen Gelehrten schlicht abgesprochen. In der Sache

³⁰ JbGG 1878, S. 23. Demgegenüber hatte noch 1859 der Herausgeber der neuen „Historischen Zeitschrift“, Heinrich von Sybel, katholische Autoren explizit ausgeschlossen. H. Raab, „Katholische Wissenschaft“, S. 78.

³¹ W. Spael, Görres-Gesellschaft, S. 30.

³² Thomas Hertfelder, Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft. 1. Teilband. Göttingen 1998, S. 121; C. Weber, Der „Fall Spahn“ (1901), passim.

³³ M. Baumeister, Parität, S. 50.

jedoch ging es darum – wie Ernst Rudolf Huber präzise formuliert hat –, „protestantische Voraussetzungslosigkeit“ zu erhalten.³⁴

In diesen Diskussionen bewährte sich der Grundsatz von der Vereinbarkeit des Glaubens mit kritischer Rationalität. Ein derart harmonisierendes Nebeneinander war allerdings manchen Mitgliedern der Gesellschaft zu wenig.³⁵ Zu ihnen gehörte der Papsthistoriker Ludwig Pastor in Innsbruck, Mitherausgeber des „Historischen Jahrbuchs“. Als betont „Ultramontaner“ lehnte er den „liberalen Katholizismus“ ab³⁶, den er auch in der Görres-Gesellschaft vertreten sah. 1901 erklärte Pastor seinen Austritt aus der Redaktion des „Historischen Jahrbuchs“. Es gelang ihm allerdings nicht, im Herder-Verlag eine Gegenzeitschrift zu gründen.³⁷

Die nächste Turbulenz entstand wenig später, 1907, in der sogenannten Modernismuskrise. Im Zuge einer „Modernismusriecherei“ an der römischen Kurie³⁸ gerieten auch deutsche Theologen, als häretische Abweichler, auf den Index, und selbst Zentrumspolitiker wurden denunziert. Den Zionswächtern am Tiber galt die Görres-Gesellschaft als „modernistischer Geheimbund“. Die Antwort darauf gab Hertling auf der Generalversammlung 1907, hier in Paderborn. Er wehrte sich gegen die „unberufenen Wächter der Orthodoxie“.³⁹ Gleichwohl fühlte er sich durch das kuriale Misstrauen und heimische „Quertreibereien“ derart

³⁴ Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Band 4. Stuttgart 1969, S. 963.

³⁵ Einige Jahre später hat *Finke* – auf Ludwig Pastor und den Frankfurter Historiker Johannes Janssen gezielt – eingestanden, dass in den 80er und 90er Jahren „auf unserer Seite noch vielfach eine recht enge, nicht haltbare Apologetik“ geherrscht habe. 26. Juli 1935 an Max Buchner. Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Buchner 8.

³⁶ Vgl. Ludwig *von Pastor*, Tagebücher, Briefe, Erinnerungen 1854-1928, hrsg. von Wilhelm *Wühr*. Heidelberg 1950, S. 288, 321.

³⁷ Vgl. das Kapitel „Ludwig Pastor und die Görres-Gesellschaft“ bei C. *Weber*, Der „Fall Spahn“, S. 74-88; *ders.*, Heinrich Finke zwischen akademischer Parität und kirchlichem Antiliberalismus, in: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 186 (1983), S. 165. Erst 1926 erreichte *Finke*, ein Jugendfreund Pastors, eine Wiederaussöhnung. Er lud den inzwischen als Österreichischen Gesandten beim Heiligen Stuhl tätigen, international angesehenen Historiker zur 50-Jahrfeier der Gesellschaft nach Koblenz ein, wo *Pastor* 1876 an der Gründung teilgenommen hatte. Er sagte auch zu, konnte dann aber wegen einer Erkrankung nicht kommen. Schriftwechsel im HAEK, Sammlung Onnau 26/2.

³⁸ Dazu vgl. Karl *Bachem*, Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei. Band 7. Köln 1930, S. 185; H. *Cardauns*, Die Görres-Gesellschaft 1876-1901; S. 88 f.; Norbert *Trippen*, „Zwischen Zuversicht und Mutlosigkeit“. Die Görres-Gesellschaft in der Modernismuskrise 1907-1914, in: *Saeculum* 30 (1979), S. 280-291.

³⁹ JbGG 1907, S. 41-50.

verletzt, dass er vorübergehend daran dachte, die Leitung der Gesellschaft und auch sein Reichstagsmandat niederzulegen.⁴⁰

Drei Jahre später bildete sich die – so der langjährige Generalsekretär Hermann Cardauns im Rückblick – „ziemlich patriarchalisch regierte“ Görres-Gesellschaft⁴¹ in einen eingetragenen rechtsfähigen Verein um. An seine Spitze trat ein siebenköpfiger Vorstand. Der bisherige Verwaltungsrat wurde in einen Beirat umgewandelt. Er sollte mindestens 30 Personen umfassen. (Heute zählt er knapp 600.)

Der Erste Weltkrieg und seine Folgen führten zu einem Mitgliederschwund. Dagegen vermochte auch die Werbearbeit von Carl Sonnenschein nicht viel auszurichten. Dieser rührige Mitarbeiter des Volksvereins für das katholische Deutschland suchte sogar die katholischen „Schützengrabenstudenten“ zu erreichen.⁴²

Der innenpolitische Burgfrieden und die gemeinsamen Blutopfer hatten die Integration der Katholiken in das Kaiserreich – „freudig deutsch und aufrichtig katholisch zugleich“ (Sebastian Merkle, 1913)⁴³ – derart beschleunigt, dass noch während des Krieges die ersten Görresianer als „Magnifizenzen“ amtierten: Der Historiker Hermann Grauert in München, der Philosoph Clemens Baeumker in Straßburg und der Rechtshistoriker Konrad Beyerle in Göttingen. Hertling selbst, seit 1912 Ministerpräsident von Bayern, legte Wert darauf, auch unter den Belastungen dieses Amtes, und selbst noch als Reichskanzler 1917/18, den Vorsitz der Gesellschaft zu behalten, die sich durch seine Berufung „mitgeehrt“ fühlte.⁴⁴ Sie hatte ihm 1913, zu seinem 70. Geburtstag, eine voluminöse Festschrift gewidmet.⁴⁵ Den Schock der November-Revolution von 1918 überlebte er nur um wenige Wochen.

⁴⁰ 18. Juli 1907 an Anton de Waal (Rektor des Campo Santo Teutonico) in Rom. N. *Trippen*, „Zwischen Zuversicht und Mutlosigkeit“, S. 287 f. Einige Wochen zuvor hatte Heinrich *Finke* aus noch unbekanntem Anlass sogar daran gedacht, die Görres-Gesellschaft zu verlassen. 12. August 1907 an Pastor. HAEK, Sammlung Onnau 26.1.

⁴¹ Die Görres-Gesellschaft 1876-1901, S. 236.

⁴² JbGG 1917, S. 75. Dieser Bericht enthält auch einen Artikel von Hermann *Sacher*, Schwestergesellschaften der Görres-Gesellschaft in Österreich-Ungarn, S. 67-72.

⁴³ Zitiert bei Rudolf *Morsey*, Die deutschen Katholiken und der Nationalstaat zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg, in: *Historisches Jahrbuch* 90 (1970), S. 63.

⁴⁴ JbGG 1917, S. 74.

⁴⁵ München 1913. Daran waren 37 Mitarbeiter beteiligt. Dazu vgl. JbGG 1913, S. 8.

IV.

Die Akzeptanz der improvisierten Weimarer Republik – damit komme ich zum *zweiten* Abschnitt – fiel vermutlich den meisten Mitgliedern der Görres-Gesellschaft nicht leicht; denn man hatte, so einmal Hermann Krings mit Blick auf den Inhalt der 1912 abgeschlossenen 4. Auflage des „Staatslexikons“, „genau den Staat, den man nicht gewollt hatte“.⁴⁶ Zu seiner Legitimation trug die neue, freiheitsverbürgende Reichsverfassung bei. An ihrer Entstehung hatten führende Mitglieder der Görres-Gesellschaft – neben Beyerle auch Franz Hitze, Ludwig Kaas und Joseph Mausbach – mitgearbeitet.

Bald schon gefährdete die schleichende Geldentwertung die materielle Existenz der Gesellschaft. Sie verlor in der Hochinflation von 1923 den größten Teil ihres Vermögens und blieb auf öffentliche Mittel angewiesen. Diese kamen von der neugegründeten Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft sowie vom Auswärtigen Amt und vom Reichsministerium des Innern. Beschafft hatte sie in erster Linie der münsterische Kirchenhistoriker Georg Schreiber, seit 1920 Mitglied des Reichstags und Berichterstatter für den Haushalt des Innenministeriums. Ihm gelang es auch, einen Teil des Vereinsvermögens über die Inflation hinwegzureretten: der Vorstand hatte dem weltkundigen „Reichsprälaten“ einen Teil des Aktienvermögens zur eigenen Disposition überlassen.⁴⁷

Dieser einflussreiche Kulturpolitiker sorgte auch weiterhin für reichlichen Zufluss öffentlicher Mittel. Er zählte künftig mit Heinrich Finke, Konrad Beyerle und dem Bonner Physiker Heinrich Koenen zu den aktivsten Vorstandsmitgliedern. Der Präsident hatte Mühe, den ununterbrochenen Strom von Schreibers Anregungen zu kanalisieren. Dessen Vorschlag von 1928, ein Ehrenzeichen „für Verdienste um die Görres-Gesellschaft“ zu schaffen⁴⁸, wurde 50 Jahre später aufgegriffen. 1925 hat-

⁴⁶ Das Staatslexikon und der Staat, in: Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Mikat, hrsg. von Dieter Schwab u.a. Berlin 1989, S. 769. Nachdruck: JTbGG 1989, S. 112-123.

⁴⁷ Erwähnt im Bericht des Generalsekretärs Arnold Rademacher für 1923 (JbGG 1923, S. 28 und 34; W. Spael, Görres-Gesellschaft, S. 4) und des Generalsekretärs Arthur Allgeier für 1935. JbGG 1936, S. 12. Dazu Rudolf Morsey, Georg Schreiber und die Görres-Gesellschaft, in: Historisches Jahrbuch 103 (1983), S. 329-337.

⁴⁸ In einer Sitzung des Vorstands am 23. Juni 1928 in Koblenz. Auf diesen Vorschlag hin wurde eine Kommission gebildet, die ihre Vorschläge „möglichst bis zur nächsten Generalversammlung“ vorlegen sollte. HAEK, GG 183. Ein Ergebnis ist nicht bekannt geworden.

te Schreiber die Gründung des Spanischen Instituts der Gesellschaft durchgesetzt: gegen die ursprüngliche Intention Finkes.⁴⁹

Dieser dritte Präsident der Görres-Gesellschaft, ab 1924, war und wurde kein Herzensrepublikaner. Dennoch gelang es ihm, die Gesellschaft von der seit 1918 bestehenden Spaltung des politischen Katholizismus in Zentrum und Bayerische Volkspartei freizuhalten. Er setzte die tradierte Linie fort – unabhängig von der parteipolitischen Tätigkeit einzelner Mitglieder –, jede politische Stellungnahme ebenso zu vermeiden wie jede unnötige, vor allem konfessionelle Polemik.⁵⁰ So beteiligte sich die Gesellschaft nicht am innerkatholischen Streit um die Grundlage der Reichsverfassung – Stichwort: Volkssouveränität – oder um die Folgen der vermeintlich gelungenen „Rückkehr des Katholizismus aus dem Exil“, wie sie Peter Wust 1924 vorschnell proklamiert hatte.⁵¹

Seit 1921 nahmen an den Generalversammlungen der Gesellschaft Vertreter des Staates und der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft teil, auch Gäste aus dem Ausland. Die internationalen Beziehungen wurden weiter vertieft, die Zahl der Stipendiaten stieg an. 1924 erreichte die Mitgliederzahl mit 5.300 ihren höchsten Stand.⁵²

Seit 1927 bestanden neun Sektionen mit jeweils eigenen Jahrbüchern. Die großen Editionen – die „Nuntiaturberichte aus Deutschland“ und das „Concilium Tridentinum“, das Papst Pius XI. wesentlich mitfinanzierte – wurden durchgehalten⁵³, die 5. Auflage des „Staatslexikons“, herausgegeben von Hermann Sacher, ein Erfolg. Auch die Gesamtausgabe der Schriften von Joseph Görres kam seit 1926 zunächst zügig voran. Den Plan dazu hatte Wilhelm Schellberg schon 1912 entwickelt.⁵⁴

⁴⁹ R. Morsey, Schreiber, S. 335 f. Die spätere Annahme von Hans Peters, dass das Madrider Institut „durch die Initiative von Finke entstanden“ sei (JTbGG 1955, S. 39), trifft nicht zu.

⁵⁰ In seiner Ansprache zum 50jährigen Bestehen der Görres-Gesellschaft bei der Generalversammlung 1926 in Koblenz betonte Finke „ausdrücklich“, dass die Gesellschaft „durchaus unpolitisch, nicht Werkzeug einer Partei“ sei. JbGG 1925/26, S. 132.

⁵¹ Die Rückkehr aus dem Exil. Dokumente der Beurteilung des deutschen Katholizismus der Gegenwart, hrsg. von Karl Hoerber. Düsseldorf 1926.

⁵² Vgl. die Schaubilder über die Mitgliederentwicklung, in: JbGG 1936, S. 33; W. Spael, Görres-Gesellschaft, S. 20 (bis 1940).

⁵³ Heinrich Finke war 1926 davon überzeugt, dass die Edition der Akten des Concilium Tridentinum „noch nach Jahrhunderten den Ruhm der Görres-Gesellschaft“ verkünden werde. JbGG 1926/27, S. 128.

⁵⁴ Auf der Grundlage seiner Denkschrift beschloss die Generalversammlung 1913 in Aschaffenburg, eine Gesamtausgabe der Schriften von Görres vorzunehmen. Vgl. JbGG 1919, S. 5 f.

Von den vorgesehenen 21 Bänden sind bis heute 20 erschienen, der Abschluss jedoch noch offen.

Der Zufluss aus öffentlichen Mitteln machte es nicht notwendig, wie erstmals 1920 überlegt worden war, an die Bischofskonferenzen heranzutreten, um für die, wie es hieß, „brennenden Aufgaben des Geistes- und Kulturlebens“ einen Anteil an der jährlichen Schulkollekte zu erbitten.⁵⁵ Ab 1925 war es wieder möglich, den Referenten der Generalversammlungen die Fahrtkosten 2. Klasse zu erstatten, also um eine höher als zuletzt. Aber bereits wenig später ging es wieder zurück in die Holzklasse.

Nur einmal, 1926, wich der Vorstand, ohne Not, von einer bewährten Linie ab. Er richtete von der Generalversammlung in Mainz nicht nur, wie seit jeher (und bis heute) üblich, ein Grußtelegramm an den Papst, sondern erstmals eines auch an das Staatsoberhaupt, Reichspräsident von Hindenburg. Darin dankte ihm die „im besetzten Gebiet tagende“ Gesellschaft für „hochsinnige und fruchtbare Förderung der Wissenschaft und Kunst“.⁵⁶ Die in diesen Jahren von der Forschungsstelle in Jerusalem unter Leitung von P. Andreas Evaristus Mader erfolgten Ausgrabungen in der Nähe des Sees Genesareth galten als archäologische Sensation.

V.

1929 geriet die Görres-Gesellschaft in eine Doppelkrise. Zum einen führte die Wirtschaftsnot dazu, dass viele Mitglieder ihren Beitrag nicht mehr oder nicht in voller Höhe zahlen konnten. Gleichzeitig verringerten sich drastisch die Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln. Stipendien mussten gekürzt und Druckkostenzuschüsse gestreckt werden.

Zum anderen suchte der Katholische Akademikerverband, der zahlenmäßig stärker war als die Görres-Gesellschaft – bei etlichen Doppelmitgliedschaften –, die von Papst Pius XI. proklamierte Katholische Aktion offensiv umzusetzen. Er drängte die Görres-Gesellschaft, ihre Bedenken gegen die Errichtung einer eigenen katholischen Universität in Salzburg

⁵⁵ Protokoll der Vorstands- und Beiratssitzung am 21. April 1920 in Würzburg. HAEK, GG 98.

⁵⁶ JbGG 1925/26, S. 18. *Finke* brachte bei einer Abendveranstaltung auch ein „Hoch auf den Reichspräsidenten“ aus, „in das die Versammlung freudig einstimmte“. Ebd., S. 33.

aufzugeben. Der 1930 mit dem Akademikerverband erreichte Kompromiss, dort künftig gemeinsam Hochschulwochen zu veranstalten, die 1931 erfolgreich begannen, hielt nicht. Denn wenig später entfachte der Generalsekretär des Akademikerverbands, der Kölner Prälat Franz Xaver Münch, eine leidige Kontroverse. Er entdeckte einen spezifisch „katholischen Wissenschaftsbegriff“, siedelte ihn in metaphysischen Tiefen an, und vermisste aus dieser Perspektive in der Arbeit der Görres-Gesellschaft „Gnade und Offenbarung“. Sie war ihm zu neutral, ja liberal ausgerichtet, anstatt bekenntnishaft in den Raum des Mysteriums vorzustoßen – ganz ähnlich also wie im Richtungsstreit von 1907.

Ein Eingehen auf eine derart integralistisch-theologische Sinndeutung hätte einen Rückzug des Katholizismus in jenes kulturelle Ghetto bedeutet, das er, auch dank der Görres-Gesellschaft, mühsam genug verlassen hatte. Heinrich Finke sah sein eigenes Lebenswerk in Zweifel gezogen, seinen konfessionsbedingten schweren beruflichen Aufstieg und die spätere allgemeine Anerkennung seiner Forschungen. Der Streit kulminierte 1933, in einem Zeitpunkt, in dem sich für die Gesellschaft aus ganz anderen Gründen die Existenzfrage stellte. Nur mit Mühe gelang es, ihn durch einen Formelkompromiss des Freiburger Philosophen Martin Honecker, Vorstandsmitglied der Görres-Gesellschaft, wenigstens zu entschärfen. Er unterschied zwischen einer „scientia ex fide“ – für die Arbeit der Görres-Gesellschaft – und einer „scientia cum fide“ für die des Akademikerverbands.⁵⁷ Im selben Jahr noch machten Devisenvorschriften der Hitler-Regierung deutschen Teilnehmern den Besuch der Hochschulwochen in Salzburg unmöglich. Dadurch wurde die *universitas catholico in nuce* vorerst zu einer inner-österreichischen Angelegenheit.

VI.

Inzwischen hatte die Görres-Gesellschaft – damit komme ich zum *dritten* und letzten Teil – bereits die ersten Schläge der rasch gefestigten NS-Herrschaft zu spüren bekommen. Noch zählte die Gesellschaft 1933 an die 4.800 Mitglieder, jedoch mit rasch abnehmender Tendenz. Finkes Stoßseufzer vom 15. März: „Was sind das für Zeiten! Hoffentlich geht

⁵⁷ Vgl. den Anhang „Die Görres-Gesellschaft und der Wissenschaftsbegriff“, in: JbGG 1932/33, S. 3*-99*. Ebd. das Schlusswort von Martin Honecker, S. 98*.

man an uns vorbei“⁵⁸, blieb unerhört. So richtete sich der Präsident darauf ein, „äußerst vorsichtig“ zu agieren, da auch unter den Mitgliedern der Gesellschaft, wie er am 24. April illusionslos konstatierte, solche seien, die sich „zur NSDAP bekennen“.⁵⁹

Aber nur zwei von ihnen – dies im zeitlichen Vorgriff – belasteten zeitweilig die Gesellschaft: einmal der Leipziger Astronom Josef Hopmann, ein offensichtlich eher harmloser Sterndeuter, sodann Anton Baumstark in Münster. Dieser bedeutende Orientalist, seit 1901 Herausgeber des „Oriens Christianus“, war Hitler-gläubig und suchte mit Hilfe des heimischen NSDAP-Gauleiters eine Reihe seiner münsterischen Universitätskollegen von ihren Lehrstühlen entfernen zu lassen.⁶⁰

Bereits im Mai 1933 geriet die Gesellschaft in eine Existenzkrise, ausgelöst durch einen religiösen Volksschriftsteller in Freiburg, Heinrich Mohr.⁶¹ Dieser längst aus dem Kirchendienst entfernte katholische Geistliche war auch aus der Görres-Gesellschaft ausgetreten. Die von Mohr aufgestachelte Freiburger NSDAP verlangte von der Gesellschaft und vom Herder-Verlag gleich eine dreifache Selbsterniedrigung. Den Anlass dazu bot der Hitler-kritische Artikel „Nationalsozialismus“ im dritten Band der 5. Auflage des „Staatslexikons“ von 1927, verfasst von Franz Schweyer.⁶² Er sollte nunmehr 1. durch einen neuen Artikel ersetzt und dieser allen Beziehern des Lexikons zugestellt werden, 2. sollte vom Titelblatt des 1932 abgeschlossenen Lexikons – an ihm waren 747 Mitarbeiter beteiligt – der Name des Herausgebers entfernt und dieser,

⁵⁸ An einen unbekanntem Adressaten. Zitiert bei Ansgar *Frenken*, Zwischen vorsichtiger Annäherung und partieller Resistenz. Die Görres-Gesellschaft im Dritten Reich (Vortragsmanuskript, noch ungedruckt, S. 14).

⁵⁹ An das Vorstandsmitglied Jakob Strieder (München). Vgl. Ansgar *Frenken*, Heinrich Finke und der Nationalsozialismus, in: *Historisches Jahrbuch* 118 (1998), S. 287-303, hier S. 299 Anm. 54.

⁶⁰ Vgl. die Belege bei Helmut *Heiber*, Universität unter dem Hakenkreuz. 3 Bände. München 1991-1994, im Register unter Baumstark. In der ausführlichen Würdigung von Reinhold *Baumstark* und Hubert *Kaufhold*, Anton Baumstarks wissenschaftliches Testament. Zu seinem 50. Todestag am 31. Mai 1998 (in: *Oriens Christianus* 82 [1998], S. 1-52), ist Baumstarks „heute nur mehr schwer nachvollziehbare Illusion, eine Verständigung zwischen Kirche und Nationalsozialismus“ zu erreichen, angesprochen (S. 3), nicht aber die Untersuchung von H. *Heiber* erwähnt. Zu den von Baumstark denunzierten Kollegen zählte auch Georg Schreiber.

⁶¹ Zu Mohr vgl. Renate *Liessem-Breinlinger*, in: *Badische Biographien*, NF 1, hrsg. von Bernd *Ott*. Stuttgart 1982, S. 211-213.

⁶² Sp. 1503-1505. Schweyer war von 1921-1924 bayerischer Innenminister, er starb 1935 an den Folgen einer politischen Haft.

Hermann Sacher, aus dem Herder-Verlag entlassen werden; und 3. schließlich sollte sich die Görres-Gesellschaft bei Hitler entschuldigen.⁶³

Bei Nichterfüllung dieses Ultimatums war ihre Existenz gefährdet. Um das zu verhindern – nicht jedoch „um sich des Wohlwollens der Nationalsozialisten zu versichern“⁶⁴ –, war Finke zu Konzessionen bereit. Zunächst überarbeitete Sacher den inkriminierten Artikel von 1927, aber auch dessen Fortschreibung bis 1932 hin, die Mohr offensichtlich übersehen hatte; denn sie war in Band fünf als Nachtrag angefügt worden, verfasst von Emil Ritter.⁶⁵ Im Juli 1933 verschickte der Herder-Verlag Sachers Neubearbeitungen an alle Bezieher des Lexikons. Daraufhin verlangte die Reichspressestelle der NSDAP eine ihr noch günstigere Fassung. Ein entsprechender zweiter Aufguss Sachers ging den Abonnenten des Lexikons im September zu.

Am 2. Oktober, drei Tage vor der vorgesehenen Eröffnung der Generalversammlung in Freiburg, bestanden die Machthaber darauf, dass die Görres-Gesellschaft auch ihr noch offenes drittes Postulat erfüllte: eine öffentliche Entschuldigung. Daraufhin machte Finke einen – wie Ansgar Frenken formuliert hat – „Kotau vor dem neuen Regime im Interesse des Weiterbestands der Görres-Gesellschaft“.⁶⁶ In einem Schreiben vom 4. Oktober an den Reichskanzler nahm er die „nicht beabsichtigte Beleidigung“ zurück, „mit tiefem Bedauern und aufrichtig“. Gleichzeitig fügte er die letzte Überarbeitung der beiden strittigen Artikel über die NSDAP bei und teilte mit, dass die Gesellschaft einen Ergänzungsband zum „Staatslexikon“ herausbringen werde; er solle mithelfen, „Verständnis für das Werk des Führers“ zu fördern. Nun war ein Ergänzungsband ohnehin bereits im Vorwort zu Band 5 (1932) angekündigt, ist aber nie erschienen.

Vier Tage später, bei der Eröffnung der Generalversammlung, verlas Finke seinen Entschuldigungsbrief an Hitler und verband ihn mit einer weiteren Konzession: mit je einem Grußtelegramm an den „Herrn Reichskanzler“ und an den „Herrn Reichspräsidenten“. In dem an Hitler

⁶³ In diesem Kapitel verzichte ich weitgehend auf Einzelnachweise. Sie finden sich in meiner in Vorbereitung befindlichen Darstellung über die Geschichte der Görres-Gesellschaft im Dritten Reich.

⁶⁴ So A. Frenken, *Zwischen vorsichtiger Annäherung und partieller Resistenz*, S. 15.

⁶⁵ Sp. 1750-1762.

⁶⁶ Finke, S. 16.

gerichteten dankte Finke besonders für den kürzlich erfolgten Abschluss des Reichskonkordats, das den „Fortbestand der Görres-Gesellschaft und ihr Wirken für das Ansehen deutscher Wissenschaft im In- und Ausland“ sichere.⁶⁷

Die anschließende Tagung verlief ohne Störung; denn der Präsident hatte vorgesorgt und einige von Sektionsleitern vorgeschlagene Referenten ebenso abgelehnt wie einige möglicherweise auffällige Vortragsthemen. Er hatte sogar die Peinlichkeit auf sich genommen, seinen Vorstandskollegen Schreiber auszuladen. Darauf hatte Erzbischof Gröber bestanden. Der Freiburger Ortsordinarius schwelgte noch in NS-Euphorie nach dem Abschluss des Reichskonkordats vom 20. Juli. Nach dessen Artikel 31 Abs. 1 waren die nicht bereits zerschlagenen katholischen Organisationen und Verbände in ihrer Tätigkeit geschützt, soweit sie „ausschließlich rein religiösen, kulturellen und caritativen Zwecken“ dienten. Dazu zählte auch die Görres-Gesellschaft, wengleich die Verhandlungen über eine Liste dieser Organisationen ein Jahr später scheiterten.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Gesellschaft jedoch bereits der kirchlichen Aufsicht unterstellt, und zwar in Gestalt des Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenzen. Das fiel ihr umso leichter, als der Breslauer Erzbischof Kardinal Bertram ohnehin ihr Ehrenvorsitzender war. So blieb es auch künftig bei einer „lediglich ideellen Unterstellung“ der Gesellschaft unter die kirchliche Behörde. Sie schützte im übrigen nicht vor der späteren Auflösung.

VII.

Finke hielt die Gesellschaft weiterhin aus der öffentlichen Schusslinie. Seine Sorgen vom 13. August 1933 über ein „Abgleiten der Jungen in das Lager von Maria Laach“, eine Hinwendung zu der von den dortigen Benediktinern gepflegten „Reichstheologie“, erwiesen sich rasch als unbegründet. In den zehnköpfigen Vorstand der Gesellschaft gelangte nicht ein einziger der „Brückenbauer“ zwischen Kirche und Nationalsozialismus. Im Gegenteil: Mit der noch 1933 erfolgten Zuwahl von Hans Peters, als Nachfolger für den im April verstorbenen Beyerle, rückte ein dezidierter NS-Gegner nach.

⁶⁷ JbGG 1932/33, S. 65.

Es dürfte keine andere reichsweite Wissenschaftsgesellschaft gegeben haben, deren Vorstand von NSDAP-Mitgliedern frei geblieben ist. Ein 1934 vom Kölner Verlagsleiter Franz Carl Bachem gemachter Vorschlag, die Vereinsstruktur im Sinne des Führerprinzips zu verändern, führte nicht einmal bis zum Entwurf. Ziel des Vorstands blieb es, in Finkes Worten, die „Rücksichtnahme auf die neue Zeit“ so gering wie nur möglich zu halten. Das allerdings erforderte in einem sich zum Totalitarismus hin verändernden Regime verbale Konzessionen. Zu ihnen zählte die schon erwähnte Entschuldigung des Präsidenten vom Oktober 1933 an den Reichskanzler und das an ihn gerichtete Grußtelegramm. Auch von den noch folgenden vier Generalversammlungen ergingen solche Dreizeilen-Verbeugungen.

Zu Finkes Präventivstrategie gehörte es, jeweils selbst die Hauptreferenten für die Vorträge bei den Generalversammlungen zu bestimmen – wobei er reichlich Absagen erhielt – und die Vorschläge der neun Sektionsleiter nicht ungeprüft zu akzeptieren. Auf diese Weise gab es bei den annähernd 120 Referenten bis 1937 hin ganze vier Pannen. In einigen anderen Fällen schienen zwar Referatsthemen politisch korrekt formuliert zu sein. Das galt jedoch nicht auch für deren Inhalt.⁶⁸ Ich will die vier Ausrutscher nicht unterschlagen. Der erste passierte 1933 in Freiburg, im Zeichen der Konkordatseuphorie, verursacht von dem badischen Großindustriellen Albert Hackelsberger, einem Reichstagsabgeordneten des Zentrums, den Finke selbst eingeladen hatte. Er leitete in seinem Referat über die berufsständische Ordnung der Enzyklika *Quadragesimo anno* von 1931 ein Bekenntnis zu Hitler-Deutschland ab.⁶⁹ Hackelsberger ist übrigens 1940, in Gestapohaft, verstorben. 1935, in Limburg, pries der schon erwähnte Direktor der Sternwarte der Universität Leipzig, Josef Hopmann, der sich bereits 1933 mit einem Referat über die Ausdehnung des Weltalls zum Nationalsozialismus bekannt hatte⁷⁰, Erkenntnisse einer vermeintlich entdeckten Germanischen Himmelskunde.⁷¹ Heinrich Konens Kommentar: „Ausgemachter Mist“.

Die dritte und schlimmste Panne leistete sich 1936, in Hildesheim, Karl Adam, in einem (zweigeteilten) dreistündigen Vortrag „Das Problem des

⁶⁸ O. Engels spricht von der „häufigen Diskrepanz zwischen dem Publikationstitel“ der Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft und dessen Inhalt. Finke, S. 76. Diese Diskrepanz gilt auch für die Vorträge auf den Generalversammlungen.

⁶⁹ JbGG 1933, S. 36-45.

⁷⁰ JbGG 1933, S. 47.

⁷¹ JbGG 1935, S. 28.

Geschichtlichen im Leben der Kirche“. Darin begrüßte der Tübinger Dogmatiker den „nationalen Durchbruch zu Blut und Boden und zum deutschen Artgenossen“.⁷² Der anschließende Druck dieses Referats im Jahresbericht bereitete Finke „schwere Sorgen“. Kardinalstaatssekretär Pacelli forderte aus Tübingen das Manuskript an. Den vierten (und letzten) Fall verursachte der österreichische Verfassungshistoriker Karl Gottfried Hugelmann, Rektor der Universität Münster, 1937 in Osnabrück. Sein Referat „Das Volksgruppenrecht im Wandel der Staatsauffassung“ war ein Loblied auf den „völkischen Führerstaat“.⁷³

VIII.

Nun die erst seit jüngstem bekannte Gegenseite: Bereits ab 1934 überwachte der Sicherheitsdienst des Reichsführers SS die Generalversammlungen. In den Berichten der jeweiligen Spitzel sind Jahr für Jahr etliche Referate als „staatsgefährlich“ oder gar „staatsfeindlich“ gekennzeichnet. Dieses Prädikat galt in erster Linie jeweils für die Vorträge in der Sektion für religiöse Volkskunde, deren Gründung Schreiber noch 1934 in Trier erreicht hatte.⁷⁴ Ihre Vorträge und dann auch ihre Publikationen (ab 1936) widersprachen a limine dem Ideologiemonopol der Staatspartei. Sie zielten, nach den Überwachungsberichten, auf eine „Verfälschung des deutschen Volkstums“, ja auf „Volksverrat“. Deswegen, so hieß es bereits 1934 im ersten SD-Bericht, sollten der Görres-Gesellschaft auch die letzten ihr noch zufließenden öffentlichen Mittel entzogen werden. Schreiber galt auch weiterhin als gefährlichster Exponent der Görres-Gesellschaft.

Die Generalversammlung von 1935 in Limburg – mit immerhin noch 32 Vorträgen – empfand der SD-Beobachter als „geistig schärfste Ablehnung der nationalsozialistischen Idee“. Nachdem Finke es gewagt hatte,

⁷² JbGG 1936, S. 81. Der Vortrag ist erst 1948 im Druck erschienen, enthält aber keinen Hinweis auf das Referat von 1936, in: Theologische Quartalschrift 128 (1948), S. 257-300. In diesem Nachdruck fehlen (S. 293) die NS-angepassten Passagen von 1936, die im JbGG 1936 eine ganze Seite umfassen (S. 80 f.). Ferner fehlt in einem späteren Satz „... zu einem Fremdkörper im Kreislauf des *völkischen* Lebens“ (S. 297) das von mir kursiv hervorgehobene Wort (S. 83). Dazu vgl. jüngst Lucia Scherzberg, Kirchenreform mit Hilfe des Nationalsozialismus. Karl Adam als kontextueller Theologe. Darmstadt 2001, wo allerdings der Hildesheimer Vortrag nicht erwähnt ist, auch nicht der daran anschließende umfängliche Briefwechsel Finke-Adam.

⁷³ JbGG 1937, S. 28-31.

⁷⁴ Dazu R. Morsey, Schreiber, S. 339 f.

einen in der Sitzung des Beirats anwesenden Spitzel eigens zu begrüßen, schoben sich der Sicherheitsdienst der SS und Gestapo gegenseitig wochenlang die Schuld für die unliebsame Enttarnung zu. Für die Umsicht, mit der Finke dieses Treffen vorbereitet hatte, ein Beispiel: Sein Würzburger Historikerkollege Max Buchner bot folgendes Vortragsthema an: „Aus mittelalterlichen Fälschungen – Pseudo-Isidor“. Darauf erhielt er aus Freiburg die lakonische Antwort: „Isidor geht nicht.“ Wenig später zögerte der Leiter der Sektion für Literaturwissenschaft, Günther Müller, in seinem Jahrbuch einen Beitrag des bisherigen Mitherausgebers Helmut Hatzfeld zu veröffentlichen, der als „Nicht-Vollarier“ aus seinem Amt entlassen worden war. Finke sicherte die Publikation.⁷⁵

Künftig erschienen die Jahresberichte der Gesellschaft ohne die Namen der Vorstands- und Beiratsmitglieder, auch ohne die bisherigen Ergebnisse der Sitzungen der Gremien bei den Generalversammlungen. Inzwischen kostete es vor allem jüngere Mitglieder der Gesellschaft Mut, sich zu ihr zu bekennen, an den Tagungen teilzunehmen oder gar dort zu referieren. Solchen Mut bewies auch weiterhin der langjährige Stipendiat der Gesellschaft, der Bonner Kunsthistoriker Heinrich Lützeler, der Privatdozent blieb. Hingegen hatte der Staatsrechtler Theodor Maunz bereits 1933 einen von ihm angekündigten Vortrag wieder abgesagt.

Zu seinem 80. Geburtstag, im Juni 1935, wurden Finke aus dem In- und Ausland ungewöhnliche Ehrungen zuteil, angefangen mit fünf ihm gewidmeten Festschriften. Die eigentliche Überraschung bestand jedoch darin, dass ihm der Führer und Reichskanzler Hitler die höchste staatliche Auszeichnung verlieh, den Adlerschild des Deutschen Reiches, den Reichspräsident Ebert 1922 gestiftet hatte.⁷⁶ Diese Ehrung schien eine Art Bestandgarantie für die Görres-Gesellschaft zu bedeuten, zumindest für die absehbare Dauer von Finkes Vorsitz.

Wie wenig sich deren Vorstand jedoch über den Ernst der Situation täuschen ließ, wird darin deutlich, dass er bereits wenige Wochen später mit einem Verbot der Gesellschaft rechnete. Er beschloss als erste Vorsichtsmaßnahme, keine Einnahmen mehr zu thesaurieren, sondern die noch zufließenden Mittel möglichst rasch wieder für Stipendien und Druckkosten auszugeben. Sodann sollte eine Prüfung der Geschäftsstelle im

⁷⁵ Wesen und Gestaltelemente des französischen Romanticisme, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 8 (1936), S. 216-273.

⁷⁶ Dazu vgl. O. Engels, Finke, S. 75.

Bachem-Verlag in Köln und des Generalsekretariats in Freiburg sicherstellen, dass die Kassenführung keinen Vorwand für eine etwaige Beschlagnahme bieten würde.

Inzwischen konnten bereits zahlreiche Mitglieder aus wirtschaftlichen Gründen ihren Jahresbeitrag nicht mehr bezahlen. Zu ihnen zählte 1935 auch Konrad Adenauer.⁷⁷ Im nächsten Jahr musste der angekündigte Termin der Generalversammlung in Hildesheim vorverlegt werden, um nicht etwa wegen der zeitlichen Nähe zum Reichsparteitag der NSDAP Schwierigkeiten zu bekommen. In Hildesheim konnten nur noch 14 Referenten sprechen. Wenig später ließ der Vorstand die Mitgliederkartei aus der Geschäftsstelle im Bachem-Verlag in Köln nach Freiburg verbringen, wo man sie besser gesichert glaubte.

Die Gestapo beschlagnahmte im Herder-Verlag die noch vorhandenen Exemplare des „Staatslexikons“. In öffentlichen Bibliotheken musste dieses Werk in den sogenannten „Giftschränken“ sekretiert werden.⁷⁸ 1937 und 1938 wurden Restauflagen des zweiten und dritten Bandes des „Jahrbuchs für Volkskunde“ beschlagnahmt, das Georg Schreiber im Auftrag der Gesellschaft herausgab. Öffentliche Mittel erhielt sie fast nur noch, wegen ihrer Auslandswirkung, für die Fortsetzung des „Oriens christianus“ und des „Concilium Tridentinum“. Die Bischofskonferenz steuerte jährlich ganze 10.000 Mark bei. Die Devisenbewirtschaftung erschwerte und lähmte schließlich die Arbeit der Auslandsinstitute.

Die letzte Generalversammlung dieser Ära tagte 1937, in Osnabrück. Die meisten der dort gehaltenen Vorträge, wiederum nur noch 14, fanden in einem Hotel statt – wie in den Zeiten der Anfänge. Unter den Referenten war ein früherer Stipendiat, der bereits 1934 aus dem Reichsarchiv entlassene Historiker Karl Heinrich Schäfer.⁷⁹ Er kam noch im Januar 1945 im KZ Oranienburg ums Leben. Der Journalist Wilhelm Spael, der in der „Kölnischen Volkszeitung“ über die Osnabrücker Tagung berichtet hatte, wurde zu einer Geldstrafe verurteilt.⁸⁰ Der dies-

⁷⁷ Vgl. das Schreiben des Leiters der Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft im Bachem-Verlag in Köln vom 29. Juni 1935 an Adenauer. Gedruckt als Faksimile in: Adenauer im Dritten Reich, bearb. von Hans Peter Mensing (Adenauer. Rhöndorfer Ausgabe, hrsg. von Rudolf Morsey und Hans-Peter Schwarz). Berlin 1991, S. 253.

⁷⁸ Clemens Bauer, Das Staatslexikon. Spiegel der Entwicklung des deutschen Katholizismus, in: *ders.*, Deutscher Katholizismus. Entwicklungslinien und Profile. Frankfurt a.M. 1964, S. 14.

⁷⁹ JbGG 1937, S. 34.

⁸⁰ W. Spael, Görres-Gesellschaft, S. 51.

jährige SS-Beobachter resümierte die übliche „staatsfeindliche“ Aktivität. Das Reichssicherheitshauptamt in Berlin begann damit, Material über die Gesellschaft zusammenzustellen, als vorbereitenden Schritt für ein Verbot.

IX.

Nach Finkes Tod, am 19. Dezember 1938, fand eine ungewöhnliche Anteilnahme in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit, erleichterte aber auch den Machthabern den schon längst vorgesehenen Zugriff auf die Gesellschaft. Der Münchner Kanonist Eduard Eichmann, seit 1936 (für den verstorbenen Jakob Strieder) Vorstandsmitglied und Vizepräsident der Gesellschaft, führte ihre Geschäfte. Aus deren Vorstand und aus dem Herausbergremium der Spanischen Forschungen musste Prälat Schreiber – dessen Institute für Auslandkunde und Volkskunde in Münster im Januar 1939 „wegen staatsfeindlicher Umtriebe“ von der Gestapo beschlagnahmt worden waren⁸¹ – ausscheiden. Zu den letzten Stipendiaten zählten noch Max Müller und Gustav Siewerth.

Generalsekretär Allgeier wagte Ende Mai 1940 in dem inzwischen arg ausgedünnten Jahresbericht – es sollte vorerst der letzte sein – diese Prophezie: „Der Krieg naht dem siegreichen Ende.“⁸² Das tat er bekanntlich nicht, verzögerte aber die Wahl eines neuen Präsidenten der Gesellschaft, die inzwischen sogar das Bonner Amtsgericht angemahnt hatte. Sie erfolgte, nach zwei vorbereitenden Vorstandssitzungen im Januar 1940, am 3. August 1940 in der Benediktinerabtei St. Bonifaz in München, und fiel auf Hans Peters, allerdings in seiner Abwesenheit; denn er tat als Hauptmann d.R. Kriegsdienst bei einer Flakbatterie in Wiesbaden.⁸³

⁸¹ Dazu vgl. Wolfgang *Dierker*, Himmlers Glaubenskrieger, in: *Historisches Jahrbuch* 122 (2002), z.Zt. im Druck. Übergreifend: *ders.*, Himmlers Glaubenskrieger. Der Sicherheitsdienst und seine Religionspolitik 1933-1941. Paderborn 2001.

⁸² JbGG 1939, S. 5. In diesem letzten Jahresbericht vor der 1941 erfolgten Zwangsauflösung erscheint auf der Titelseite der Name Görres-Gesellschaft ohne den bisherigen Zusatz „zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland“. Dieser Namenszusatz wurde auch in den JbGG bzw. JTBGG nach 1949 nicht wieder aufgenommen.

⁸³ Noch einige Wochen zuvor hatte der Stellvertreter des Führers der NSDAP, Rudolf *Hess*, eine vom Reichswissenschaftsministerium vorgeschlagene Ernennung von Peters zum planmäßigen o. Professor an der Humboldt-Universität in Berlin abgelehnt. Die Begründung lautete: Peters habe seit 1933 seine Einstellung zum Nationalsozialismus nicht geändert. Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Berlin, HA XX/4, Dok. 286/1.

Seit kurzem erst kennen wir den Ablauf dieser letzten, gespenstisch anmutenden Beiratssitzung der Görres-Gesellschaft vor ihrer Auflösung, durch den Bericht eines dabei anwesenden SS-Sturmbannführers vom SD-Leitabschnitt München.⁸⁴ Danach waren in der Abtei St. Bonifaz – der Spitzel sprach vom „Bonifatiusheim“ – 19 Beiratsmitglieder erschienen, unter ihnen einige Geistliche (die man ja damals leicht erkennen konnte) und eine Frau, Maria Schlüter-Hermkes.⁸⁵ Ihretwegen konnte das Gremium nicht, wie angekündigt, im Bibliothekssaal tagen, weil er in der Sicherheitszone des Klausurbereichs lag.

Vizepräsident Eichmann eröffnete diese historische Sitzung, deutlich auf den anwesenden SS-Offizier gezielt, mit einem „Gruß an den siegreichen Führer und seine tapferen Soldaten“, und lobte ausgiebig dessen „geniale Führung“, unter der Deutschland „wiederum zu großem Ansehen in Europa aufgestiegen“ sei. Dann gedachte er des verstorbenen Finke, während Allgeier Sterbebilder verteilen ließ. Daraufhin erfolgte die Wahl von Peters – im Vorfeld war auch der Würzburger Staatsrechtler Wilhelm Laforet genannt worden – zum neuen Präsidenten, durch Zuruf, einstimmig. Sein Einverständnis war vorab eingeholt worden. Peters war Finkes Wunschkandidat gewesen. Zum stellvertretenden Generalsekretär – für den aus diesem Amt hinausgedrängten Prälaten Schreiber – wurde Honecker gewählt.⁸⁶

Ein Jahr später, in der Euphorie der allgemeinen Siegesstimmung, lösten die Machthaber die Görres-Gesellschaft auf. Das geschah auf Befehl des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Reinhard Heydrich, formal am 11. Juni 1941 durch den Reichsminister des Innern. Ihr Vermögen wurde eingezogen. Begründung: „staatsfeindliche Tätigkeit“. Die Gestapo schloss das Generalsekretariat in Freiburg und beschlagnahmte mit Allgeiers Akten auch die Mitgliederkartei. Als Beleg für das Verbot waren

⁸⁴ Bundesarchiv, Abt. Berlin, ZB I/817. In seinem „Rückblick“ auf die Geschichte der Görres-Gesellschaft von 1949 sprach *Allgeier* irrtümlich von der Anwesenheit eines „Vertreters der Gestapo“. JbGG 1949, S. 17.

⁸⁵ Der SD-Berichtersteller hat aus dem Ablauf der einstündigen Sitzung noch weitere vier Anwesende namentlich festgehalten: Max Buchner (Historiker in München), Hugo Graf Lerchenfeld (früherer bayerischer Ministerpräsident und Reichsgesandter in Wien), Ludwig Mohler (Kirchenhistoriker in Würzburg) und P. Andreas Evaristus Mader SDS, früher Leiter der Orientalischen Forschungsstelle der Görres-Gesellschaft in Jerusalem.

⁸⁶ Der Bericht schließt mit dem Satz: „Nach Beendigung der Tagung [15.00-16.00 Uhr] verließen die Teilnehmer in kleineren Gruppen das Haus.“

in einem sogenannten „Leitheft“ des Reichssicherheitshauptamts über die Gesellschaft (im Umfang von 64 Druckseiten, auf der Grundlage des bei Generalsekretär Allgeier in Freiburg beschlagnahmten Materials) zehn Tatbestände aufgeführt und als ihr „Hauptaktivist“ Georg Schreiber genannt.⁸⁷

Bei Bachem in Köln verschleppte die Geheime Staatspolizei die Büroeinrichtung des Geschäftszimmers der Görres-Gesellschaft sowie die im Verlag gedruckten und gelagerten Exemplare ihrer Jahresberichte und der Vereinsschriften, des Historischen Jahrbuchs und der Görres-Schriften. Hans Peters, inzwischen in Berlin stationiert, zeigte Mut. Er protestierte massiv gegen die Auflösung der Gesellschaft: beim Reichsminister des Innern, beim Reichssicherheitshauptamt und in der Reichskanzlei. Er machte zudem in der SS-Zentrale in Berlin persönlich auf die Folgen der Auflösung aufmerksam – auf rechtliche Verpflichtungen für Mitarbeiter und Verlage, auch für die Auslandsinstitute –, ohne Erfolg.⁸⁸ Dass sich Peters in den folgenden drei Jahren an den geheimen Verfassungsberatungen des Kreisauer Kreises beteiligte, war bekannt, dass er maßgeblichen Anteil daran hatte, wissen wir erst seit 1997.⁸⁹

An dieser Stelle sei ein Beitrag zum Totalitarismus-Vergleich eingeschoben: 1962 beschäftigte sich der Staatssicherheitsdienst des DDR-Regimes ausgiebig mit der Görres-Gesellschaft. Sie erschien ihr verdächtig, weil sie ihre „offen-klerikalfaschistischen Theorien“ auf die „abendländisch-europäische Variante der ‚NATO des Geistes‘ umgestellt“ habe und diese Konzeption „völlig den Bedürfnissen des westdeutschen Imperialismus“ entspreche. Für die Anfertigung eines entsprechenden

⁸⁷ Bundesarchiv, Abt. Berlin, Akten der Reichskanzlei, R 43 II/1271. Erstmals erwähnt bei R. Morsey, Schreiber, S. 143 Anm. 104 mit dem Hinweis, dass die Publikation dieses „Leithefts“ ein Desiderat sei. Danach war Schreiber „ein Hauptträger des Organisationsgebäudes und der weitgreifenden Aktivität“ der Görres-Gesellschaft. Ebd., S. 60.

⁸⁸ Dazu vgl. den späteren Hinweis von Johannes Spörl in seinem Nachruf auf Peters. JtBGG 1965, S. 51 f. Noch 1965 war Spörl das „genaue Datum“ der Wahl Peters' zum Präsidenten nicht bekannt. – Die Bedrängnisse der Jahre des Hitler-Regimes waren den Repräsentanten der Gesellschaft nach ihrer Wiederbegründung derart präsent, dass sie es nicht für erforderlich hielten, darüber mehr als wenige, zudem inhaltlich unergiebigere Sätze zu verlieren. So begnügte sich Hans Peters 1949 mit dem Hinweis, das „Wirken“ der Gesellschaft sei „mit allen möglichen Schikanen und Bspitzelungen gehemmt“ worden. Ähnlich der frühere Generalsekretär Arthur Allgeier, der noch einige Details über die Beschlagnahme seiner Akten 1941 in Freiburg ergänzte. JbGG 1949, S. 16 f.

⁸⁹ Levin von Trott zu Solz, Hans Peters und der Kreisauer Kreis. Staatslehre im Widerstand. Paderborn 1997.

„Auskunftsberichts“ über die Gesellschaft vom 25. Juni 1962 benutzten die SED-Spitzel die „gleichen Unterlagen, die vom Reichssicherheitshauptamt 1940/41 analysiert wurden und mit Voraussetzungen für die administrativen Maßnahmen gegen die Görres-Gesellschaft lieferten“.⁹⁰

X.

Sucht man das Verhalten der Görres-Gesellschaft in der Zeit des Hitler-Regimes zu würdigen, so war es – auf den kürzesten Nenner gebracht – eindeutige Resistenz, kaschiert durch verbale Rücksichtnahmen. Um dieses Urteil weiter zu bestätigen oder aber gegebenenfalls einzuschränken, wäre es notwendig, auch sämtliche Periodica der Gesellschaft entsprechend zu untersuchen. Für das „Historische Jahrbuch“ liegt inzwischen eine solche Analyse vor. Sie ist uneingeschränkt positiv ausgefallen.⁹¹

So konnte die Görres-Gesellschaft 1948, nach ihrer „Wiederherstellung“⁹², nahtlos an ihre zwangsweise unterbrochene Arbeit anknüpfen. Sie brauchte nicht ein einziges Vorstandsmitglied wegen politischer Be-

⁹⁰ Wie Anm. 84. Dass es sich bei den in diesem Bericht mehrfach erwähnten „administrativen Maßnahmen“ um die 1941 erfolgte Zwangsauflösung der Görres-Gesellschaft handelte, wird nicht erwähnt. Die vom Ministerium für Staatssicherheit benutzten Unterlagen sind bisher noch nicht wieder aufgetaucht. In einem früheren „Auskunftsbericht“ der Stasi vom 7. Februar 1961 „über die Tätigkeit der katholischen Forschungsakademie ‚Die Görres-Gesellschaft‘“ heißt es: Es seien „Personen aus der DDR bekannt, die ... an den jährlichen Generalversammlungen“ teilnahmen: „Da sich hier gute Ansatzpunkte für das Eindringen in kath. akad. Kreise in Westdeutschland bieten, werden alle bekannten Personen aus der DDR aufgeklärt unter dem Gesichtspunkt, geeignete Personen für Werbungen zu finden.“ In diesem Zusammenhang waren aus den Namensverzeichnissen der Beiratsmitglieder in den JTbGG die in der DDR wohnenden Mitglieder jeweils eigens angestrichen.

⁹¹ Ursula Wiggershaus-Müller, *Nationalsozialismus und Geschichtswissenschaft. Die Geschichte der Historischen Zeitschrift und des Historischen Jahrbuchs 1933-1945*. Hamburg 1998, S. 263: „Im Historischen Jahrbuch war [im Unterschied zur Historischen Zeitschrift] die Existenz des Nationalsozialismus kaum zu spüren.“ Zu der ebenso mit Fehlern übersäten wie inhaltlich abwegigen Darstellung von Oded Heilbronner, „(...) aber das ‚Reich‘ lebt in uns.“ *Katholische Historiker unter dem Nationalsozialismus*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 25 (1996), S. 219-231, vgl. *meine Antwort: Görres-Gesellschaft, Historisches Jahrbuch und Nationalsozialismus. Eine notwendige Richtigstellung*, in: *Historisches Jahrbuch* 117 (1997), S. 220-229 (Nachdruck: JTbGG 1999, S. 103-114). Auf Heilbronners hilflose Erwiderung (in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 27 [1998], S. 529-536) lohnt es sich nicht, einzugehen.

⁹² S. Anm. 12.

lastung auszuwechseln. Der Alt-Pg. Baumstark starb, bevor der „Oriens christianus“ neu erscheinen konnte.⁹³ Ende 1949 zählte die Gesellschaft bereits wieder 800 Mitglieder.

Die schon früh beantragte Wiedergutmachung für erlittene Vermögensschäden ließ lange auf sich warten; denn es fehlten Belege für die seinerzeit beschlagnahmten Werte. Dabei ging es um die Ausstattung des Geschäftszimmers im Bachem-Verlag in Köln und die dort gelagerten Publikationen der Gesellschaft, die nach Auskunft des Verlags mit 21.400 Bänden angegeben waren. Die Wiedergutmachungskammer in Bonn bewilligte schließlich, 1956, eine Entschädigung in Höhe von 22.600 DM.⁹⁴ Für die 1941 in Freiburg, beim Generalsekretär, beschlagnahmten Vermögenswerte stellte die Gesellschaft keinen Rückerstattungsantrag. Hier fehlte ihr, nach dem Tod Allgeiers (1952), jede Möglichkeit eines Nachweises.

Seit Anfang der 50er Jahre konnte sie wieder Stipendien vergeben, 1957 erschien der erste Band einer neuen, der 6. Auflage des „Staatslexikons“. Sie spiegelte die Erfahrungen der Überlebenden aus zwei kurz hintereinander untergegangenen politischen Systemen. Dieses Werk ließ wiederum, deutlicher als viele Einzelpublikationen der Gesellschaft, ihre christliche Grundhaltung erkennen. Zu den Mitarbeitern zählten zahlreiche evangelische Gelehrte.

1933 hat Heinrich Finke die selbstgestellte Frage, ob die Görres-Gesellschaft noch eine Existenzberechtigung habe, uneingeschränkt positiv beantwortet.⁹⁵ Die Zustimmung, die er dafür in Freiburg erhielt, war damals zugleich eine politische Demonstration. 1976, anlässlich des 100jährigen Bestehens der Gesellschaft, stellte Paul Mikat in Koblenz erneut die Existenzfrage. Er beantwortete sie wiederum positiv, begründet mit dem unverzichtbaren Wissenschaftsbeitrag einer freiheitsfördernden

⁹³ Im JbGG 1949, S. 14, hat der frühere Generalsekretär Arthur *Allgeier* dem kürzlich verstorbenen Baumstark ein kurzes Lob gewidmet, ohne dessen NS-Belastung auch nur anzudeuten.

⁹⁴ Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Zweigstelle Schloss Kalkum, Rep. 262/1502. Im JTbGG 1956 ist in der Rechnungslegung für 1956 ein „Darlehen aus Wiedergutmachungsanspruch“ in Höhe von 10.105,75 DM ausgewiesen. S. 62. Vermutlich ist auch der Rest gezahlt worden, nur fehlen von 1957 an in den JTbGG die dort bis dahin üblichen Rechnungslegungen. Die entsprechenden Unterlagen sind auch in der Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft nicht mehr vorhanden.

⁹⁵ JbGG 1932/33, S. 31.

Gesellschaft in einem freien Staat.⁹⁶ 1990 hielt es der Eichstätter Historiker Heinz Hürten für sehr zweifelhaft, „ob heute die Görres-Gesellschaft zu gründen möglich wäre, wenn es sie nicht schon gäbe“; denn – so seine besorgte Frage: „Wer sieht es schon als seine Pflicht als Katholik an, die Wissenschaft zu pflegen?“⁹⁷

Die heutige Antwort darauf lautet: Zur Weiterarbeit dieser privaten, „Freien Akademie der Wissenschaft“ verpflichten der Namenspatron der Gesellschaft und der inzwischen von ihr in 118 Jahren geleistete Beitrag zur Wissenschaft und Kultur wie zur geistigen Bewältigung politischer Umbruchsituationen. Dazu verpflichten nicht minder das Beispiel und der Idealismus so vieler unserer Mitglieder, für die die Mitarbeit in der Gesellschaft ein Stück ihres eigenen wissenschaftlichen Lebens bedeutet, geleitet von den Ideen der Wahrheit, des Rechts und der christlichen Offenbarung. – Einer der Mitgründer von 1876, Julius Bachem, schloss 1915 einen Rückblick so: „Es ruht in Wahrheit ein besonderer Segen auf der Görres-Gesellschaft.“⁹⁸ Möge dieser Segen ihre Arbeit auch weiterhin begleiten.

⁹⁶ JTBGG 1976, S. 7.

⁹⁷ Die Rolle der katholischen Akademikerverbände in Kirche und Gesellschaft. Ein historischer Rückblick, in: *Renovatio* 47 (1991), S. 39.

⁹⁸ 20. Dezember 1915 an Hertling. HAEK, Görres-Gesellschaft 4.

Zweiter Teil

Generalversammlung in Paderborn

29. September bis 3. Oktober 2001

Siebenundzwanzig Jahre nach ihrem letzten Besuch traf sich die Görres-Gesellschaft wieder in Paderborn, insgesamt zum sechsten Mal seit 1882. Gemeinsam eingeladen hatten die (selbständige) Theologische Fakultät sowie die Universität/Gesamthochschule Paderborn, die jeweils ihre Räume für die Veranstaltungen der Generalversammlung zur Verfügung stellten. Wie in den Vorjahren waren es erneut mehrere hundert Mitglieder und Gäste, die sich in der altherwürdigen westfälischen Bischofsstadt einfanden und bei wechselhaftem Herbstwetter anregende Tage verbrachten.

Den traditionellen Auftakt am Vorabend der Eröffnung bot diesmal der Rektor der Theologischen Fakultät, Magnifizienz Professor Dr. Knut Backhaus, der in einem öffentlichen Vortrag mit dem Titel „In das Gebiet der Aufgeklärten siegreich eingefallen! Über das geistige Genre einer scheinbar schwarzen Stadt“ an Beispielen aus verschiedenen Jahrhunderten eine geistige Physiognomie der gastgebenden Stadt entwarf. Am Sonntag traf man sich dann zunächst zum Festgottesdienst im Hohen Dom, den Se. Eminenz Johannes Joachim Kardinal Degenhardt, der Erzbischof von Paderborn, zelebrierte. In seiner Predigt legte er das Tagesevangelium vom reichen Prasser und armen Lazarus im Hinblick auf die moralischen Postulate aus, die auch für wissenschaftliches Arbeiten gelten. Zum anschließenden Festakt im Kaiserpfalz-Museum konnte der Präsident der Görres-Gesellschaft, Professor Dr. Dr. h.c. mult. Paul Mikat, zahlreiche Ehrengäste willkommen heißen, an ihrer Spitze neben Kardinal Degenhardt den Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Wolfgang Clement. In seiner Begrüßungsrede wies Präsident Mikat auf das 125jährige Bestehen der 1876 mitten im Kulturkampf entstandenen Gesellschaft hin und würdigte ihre wissenschaftlichen Leistungen. Ministerpräsident Clement griff dies in seiner Ansprache auf und sicherte der Gesellschaft auch weiterhin eine fühlbare Unterstützung des Landes zu. Weitere Grußworte richteten der Bürgermeister der Stadt Paderborn, Heinz Paus, sowie die Rektoren der Theologischen Fa-

kultät sowie der Universität/Gesamthochschule, die Magnifizenzen Professor Dr. Knut Backhaus und Professor Dr. Wolfgang Weber, an die Versammlung. Höhepunkt der Festfolge war die Verleihung des Ehrenrings der Gesellschaft an die Münchener Historikerin Professor Dr. Laetitia Boehm, deren Verdienste als langjährige Leiterin der Sektion für Geschichte und als geschäftsführende Herausgeberin des Historischen Jahrbuchs durch Professor Dr. Hans Michael Körner (München) gewürdigt wurden. Es folgte der Vortrag des Vizepräsidenten der Gesellschaft, Professor Dr. Rudolf Morsey (Speyer), der „Streiflichter zur Geschichte der Görres-Gesellschaft“ im Vorgriff auf eine größer angelegte Darstellung bot. Für die musikalische Umrahmung sorgte ein Ensemble der Hochschule für Musik in Detmold.

Im Anschluß an die Stadtführungen am Sonntagnachmittag hielt Professor Dr. Otto Depenheuer (Köln) einen weiteren öffentlichen Vortrag, in dem er sich kritisch mit dem Konzept „Religion als ethische Reserve der säkularen Gesellschaft“ auseinandersetzte. Den Ausklang des Tages bildeten die üblichen Treffen der einzelnen Sektionen in Paderborner Gaststätten.

Der Montag begann mit dem Requiem für die verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft, das der stellvertretende Generalsekretär, Professor Dr. Dr. h. c. Ludger Honnefelder, in der Marktkirche hielt, bevor in der Universität mit den Veranstaltungen der Sektionen begonnen wurde. Über die rund hundert Vorträge, die sich über den Montag und den Dienstagvormittag verteilten, wird an anderer Stelle gesondert berichtet. Treffpunkte für alle Teilnehmer waren am Montagabend der öffentliche Vortrag von Professor Dr. Manfred Hutter (Bonn), der „Die Religionswissenschaft im Konzert der Wissenschaften“ vorstellte, sowie der nachfolgende Empfang, den Bürgermeister Paus namens der Stadt im Schloß Neuhaus gab.

Am Dienstagnachmittag fanden die Sitzung des Beirats sowie die Mitgliederversammlung statt, auf denen der Präsident über den Stand der wissenschaftlichen Unternehmungen sowie über die Finanzlage der Gesellschaft berichtete. Der Beirat bestellte zwei neue Sektionsleiter: für Philosophie Professor Dr. Christoph Horn (Bonn) als Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Hans-Michael Baumgartner und für Pädagogik Professor Dr. Volker Ladenthin (Köln), der aus Altersgründen Professor Dr. Marian Heitger (Wien) ablöst. Die Mitgliederver-

sammlung beschloß, neue Sektionen für Religionswissenschaft sowie für slawische Philologie einzurichten sowie die Höhe des Mitgliedsbeitrags nicht länger in der Satzung zu fixieren, sondern der Entscheidung der Mitgliederversammlung zu überlassen. Der Beitrag wird zunächst bloß auf Euro umgestellt, muß aber in nächster Zeit fühlbar angehoben werden, um den Bedürfnissen einer künftig hauptamtlich besetzten Geschäftsstelle wie auch Forderungen des mit einem namhaften Zuschuß beteiligten Sitzlandes Nordrhein-Westfalen zu entsprechen. Außerdem wurde der Beirat um 13 neue Mitglieder ergänzt.

Die Exkursion zum Abschluß der Tagung führte am Mittwoch nach Corvey. Die nächste Generalversammlung ist vom 28. September bis 2. Oktober 2002 in Erfurt vorgesehen.

Rudolf Schieffer

**Eröffnungsansprache des Präsidenten der
Görres-Gesellschaft,
Professor Dr. Dr. h. c. mult. Paul Mikat,
auf der Generalversammlung in Paderborn am 30.09.2001**

„Gott segne uns alle und jeden besonders“ – mit diesem Wunsch des kleinen Tiny Tim beschließt Charles Dickens seine Weihnachtsgeschichte „Christmas Carol“, und stehen mir Eröffnungs- und Begrüßungsansprachen ins Haus, gilt es, wie heute, Repräsentanten und Vertreter von Staat und Kirche, Legislative, Exekutive und Jurisdiktion, Stadt, Hochschule, Wirtschaft und Verbänden gebührend zu begrüßen, so fällt mir Tiny Tim ein mit seinem alle und jeden einschließenden Wunsch. Die große Zahl der Gäste, die der Einladung zu unserem Festakt folgten, erfreut und beschwert zugleich, kann ich doch von vielen nur „wenige besonders“ begrüßen, wiewohl ich „jeden besonders“ begrüßen möchte. So vorweg noch einmal Tiny Tim: „Gott segne uns alle und jeden besonders“.

Sitzland der 1876 in Koblenz gegründeten aber im Bonner Vereinsregister eingetragenen Görres-Gesellschaft ist Nordrhein-Westfalen, und ich freue mich, heute den Ministerpräsidenten unseres Sitzlandes, Herrn *Wolfgang Clement*, recht herzlich begrüßen zu können. Es fügt sich glücklich, daß sein erster Besuch bei uns in ein Jubiläumsjahr fällt, und so sehe ich seinen Besuch und seine Ansprache als auszeichnendes Geschenk zum 125-jährigen Bestehen der „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft“ dankbar an. Persönlich darf ich, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, lieber Herr *Clement*, Ihr Kommen auch als Bekräftigung unserer langjährigen Verbundenheit werten, die vor allem auf struktur- und wirtschaftspolitischen Ebenen entstand und im gegenseitigen Vertrauen sich festigte. Auf die von der nordrhein-westfälischen Landesregierung jüngst veranlaßte Evaluierung unserer Gesellschaft gehe ich gleich noch ein – mit Freuden, wie schon jetzt gesagt sein soll. Und mein Gruß gilt auch Herrn Bundestagsabgeordneten *Friedhelm Ost* und Herrn Ministerialdirigenten *Jürgen Schlegel* von der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung.

Zur geistigen Ortsbestimmung der Görres-Gesellschaft gehört unverzichtbar, daß sie seit ihrer Gründung Generalversammlungen die Eucha-

ristiefeier voranstellt. Heute früh feierten wir sie mit dem Erzbischof von Paderborn, Sn. Em. *Johannes Joachim Kardinal Degenhardt*, den ich auch in dieser Stunde recht herzlich begrüße, und ebenso gilt mein Gruß Herrn Weihbischof *Hans-Josef Becker*, den Herren Generalvikaren *Manfred von Holtum* aus Aachen und *Bruno Kresing* aus Paderborn, dem Paderborner Dompropst Herrn Dr. *Wilhelm Hentze* sowie, stellvertretend zugleich für die zahlreichen ausländischen Gäste, unserem treuen Freund Herrn Weihbischof *Jan Kopiec* aus Oppeln.

Mit dem Namen Paderborn verbindet sich seit den Tagen des auch in unserer Gesellschaft unvergessenen *Lorenz Kardinal Jäger* der Gedanke der Ökumene, es sei nur an seine Gründung des Johann Adam Möhler-Institutes und an seine Verdienste um das Ökumenismusdekret des II. Vatikanums erinnert, und in diesem Sinne kann ich für die evangelische Kirche Paderborns begrüßen Herrn Pfarrer *Dr. Rainer Dinger*.

„Arithmetisch korrekt“, wie der Jahresbericht für 1901 ausdrücklich vermerkt, nahm man es in der Görres-Gesellschaft mit dem Anbruch des 20. Jahrhunderts, und da im Jahre 1900 mit Rücksicht auf den internationalen Gelehrtenkongreß in München ohnehin keine Generalversammlung abgehalten wurde, konnte man 1901 den Beginn des neuen Jahrhunderts zusammen mit dem ersten Jubiläum der 1876 gegründeten Sozietät feiern, konnte auf 25 Jahre erfolgreicher Tätigkeit zurückblicken, leider auch auf ziemlich leere Kassen, die nicht zu größeren Festlichkeiten anlässlich eines Silberjubiläums einluden. Den Weg zu den ausgiebigen und festlichen Jubiläumsveranstaltungen eröffnete vor 100 Jahren eine von dem eifrigen Mitglied Fabrikant *Wiese* aus Essen-Werden (– der Treffliche hat es verdient, nach 100 Jahren endlich einmal öffentlich gerühmt zu werden –) initiierte Spendenaktion, die regen Zuspruch fand; die deutschen Bischöfe, damals noch ausnahmslos Mitglieder der Görres-Gesellschaft, gingen mit gutem Beispiel voran, öffneten ihre Privatschatullen, die auf uns gekommene Spendenliste belegt es (– so ist Erzbischof *Hubert Simar* aus Köln mit 300 Reichsmark ebenso aufgeführt wie Bischof *Wilhelm Schneider* aus Paderborn mit 100 Reichsmark –). Die erstaunliche Summe von 25 000 Mark kam zusammen, und so konnte dann gefeiert werden; kein Jubiläum unserer Gesellschaft kann sich mit dem von 1901 vergleichen. Am Begrüßungsabend erfreute die Koblenzer Liedertafel mit Männerchören und die Regimentskapelle des 28ten Rheinischen Infantrieregimentes mit Marschmusik die Teilnehmer, tags darauf hielt *Georg Freiherr von Hertling*, der

mit dem Silberjubiläum der Gesellschaft auch sein silbernes Präsidentenjubiläum feiern konnte, eine Festrede über sein von ihm ständig aufgegriffenes und variiertes Thema „Kirche und Wissenschaft“, und daran schloß sich ein großes Festmahl für 230 Personen „bei guter Musik und trefflicher Bewirtung“ an. Wohl wegen der Länge des Festaktes begann das Mahl erst um 3 Uhr, Bischof *Felix Korum* von Trier eröffnete die Reihe der Trinksprüche. Wenige Jahre nach dem Kulturkampf, dessen Folgen noch keineswegs überwunden waren, verstieg er sich zu einem emphatischen Lobpreis auf Papst Leo XIII. und Kaiser Wilhelm II., sprach von den „beiden Friedensfürsten“ und feierte geradezu hymnisch Kaiser Wilhelm II. als den Kaiser „in dem sich das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit verkörpert, welches uns an das Vaterland fesselt und um den uns das Ausland beneidet“. Nur gut, daß dann launige Trinksprüche folgten, man schnell von den Höhen der Kaiserapotheose wieder zur Geselligkeit fand, die den Abschluß der Jubelfeier bestimmte, bemerkt doch der Chronist: „Ein wunderbar schöner Maiabend am Rhein, sehr lebhaftige Stimmung, freudig teilnehmende Damenwelt und Feuerwerk bildeten einen guten Schluß des Tages“. Höhepunkt der Jubiläumstagung war die Verlesung eines Breve von Papst Leo XIII. (– ein recht langes Breve –), in dem der Papst, der die römischen Archive geöffnet hatte und der auf die Förderung von Wissenschaft und Forschung bedacht war, ausführlich die Verdienste und Erfolge der Görres-Gesellschaft würdigte und sie zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten aufrief. Wenige Jahre später freilich sollten im Modernismustreit, während der Paderborner Generalversammlung von 1907, dunkle römische Wolken auch über der Görres-Gesellschaft aufziehen; unvermutet und unverdient war sie in Modernismusverdacht geraten, doch der Blitz schlug nicht ein und das Ganze blieb Episode.

Höchst lesenswert ist die anlässlich des 25-jährigen Bestehens 1901 erschienene Denkschrift „Die Görres-Gesellschaft 1876-1901“ von dem Historiker und Publizisten *Hermann Cardauns*, dem ehemaligen Generalsekretär und Mitgründer von 1876. Die Denkschrift gibt einen sorgfältigen Überblick über Gründung, Entwicklung, Publikationen und Stipendien der Gesellschaft; da begegnen uns Namen wie z.B. „Das philosophische Jahrbuch“, „Das historische Jahrbuch“, „Das Staatslexikon“, „Das Römische Institut“, „Herausgabe der Akten des Trienter Konzils“ und „Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte“, Namen von Unternehmungen, die auch heute noch im Jahresbericht begegnen, nicht als archivalische Hinweise auf zurückliegende

Leistungen, sondern als immer noch verpflichtende Gegenwartsaufgaben, Zeichen einer erstaunlichen Kontinuität wissenschaftlicher Tätigkeit im stürmischen Wandel der Zeit.

Am 25. Januar 1876 wurde die Görres-Gesellschaft in der Görres-Stadt Koblenz gegründet, und alle Jubiläen (– so sie denn gefeiert wurden –) wurden in Koblenz gefeiert. Daß wir 2001 das 125-jährige Jubiläum nicht am Rhein begehen, sondern an der vielquelligen Pader, geht darauf zurück, daß wir bei langfristigen Planungen vor uns liegender Generalversammlungen schlicht übersehen hatten, daß 2001 ein Jubiläumsjahr ist, und als das dann endlich mir einfiel, waren alle Vorbereitungen für Paderborn bereits getroffen. Unsere Freunde in Koblenz mögen es mir nachsehen, ich kann mit der Bitte um Nachsicht jetzt nur noch die Erwartung verbinden, daß das 150-jährige Jubiläum in Koblenz gefeiert wird.

In der Ihnen zugegangenen Einladung fehlt so auch jeder Hinweis auf das 125-jährige Jubiläum, und das Tagungsprogramm mit gut 100 Vorträgen erweist sich als reichhaltiges, sehr aktuelles Arbeitsprogramm. Wird wissenschaftliche Aktualität nicht mit „tagespolitischer Aktualität“ verwechselt, so sind die von den Sektionen vorgesehenen Themen in wissenschaftlicher Sicht „aktuell“, was nicht ausschließt, daß wissenschaftliche Aktualität sich mit dringenden Gegenwartsproblemen deckt, wie die bioethische Diskussion unserer Tage zeigt. Die Görres-Gesellschaft hat solche Probleme nie ausgeklammert, es sei nur auf das „Lexikon für Bioethik“ verwiesen und auf das Rahmenthema „Gentechnik und Menschenwürde“, das auf dieser Generalversammlung von den Sektionen Philosophie und Rechts- und Staatswissenschaften behandelt wird. Doch sind an Jubiläen auch geschichtliche Rückblicke angezeigt, und so trifft es sich gut, daß unser Vizepräsident, Herr Professor *Dr. Rudolf Morsey*, den Festvortrag hält mit dem Thema „Streiflichter zur Geschichte der Görres-Gesellschaft“; schon jetzt gilt ihm herzlicher Dank. Und eine besondere Jubiläumsgabe können wir vorweisen: Herrn *Elmar Onnau*, unserem Archivar und Ehrenringträger des Jahres 1999, verdanken wir die rechtzeitig zum Jubiläum erstellte Bibliographie „Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft 1976-2000“. Sie dokumentiert den wissenschaftlichen Ertrag unserer weitgefächerten Publikationsbemühungen. Zur Erinnerung an die Generalversammlung 2001 liegt sie für alle Teilnehmer bereit. Daß wir Ihnen diese Jubiläumserinnerung überreichen können, verdanken wir der

Munifizienz des Hauses *Ferdinand Schöningh*, mit dem wir seit den Anfangsjahren zusammenarbeiten. Ihnen, lieber Herr *Schöningh*, und Ihrem ganzen Hause herzlicher Dank für das Geschenk aus Paderborn in Paderborn.

In den Kreis der Ehrenringträger, von denen ich begrüßen kann Pater *Quintin Aldea* aus Madrid, *Hans Maier*, *Konrad Repgen*, *Peter Eppenich* und *Hans Elmar Onnau*, tritt heute Frau Prof. *Dr. Laetitia Boehm* aus München. Ihr gilt mein herzlicher Gruß verbunden mit aufrichtigem Dank für eine jahrzehntelange Arbeit als Leiterin der Sektion für Geschichte und des Herausgeberkreises unseres Historischen Jahrbuchs. Herrn Professor *Dr. Hans Michael Körner*, ihrem Nachfolger beim Historischen Jahrbuch, danke ich für die Laudatio auf unsere Ehrenringträgerin 2001.

Müßte diese Jubiläumsgeneralversammlung eigentlich in Koblenz abgehalten werden, so soll das nicht die Freude mindern, in Paderborn zu sein, in einer Stadt, die der Görres-Gesellschaft altvertraut ist, tagt sie doch in ihr heute zum 6ten Male. Schon 1882 hatte sie nach Paderborn gefunden, wo sie bei Stadt und Bistum stets willkommen war, 1907 hatte Paderborn sogar zu Ehren der Görres-Gesellschaft Flaggenschmuck in den Straßen und auf den Plätzen angelegt. 1974 war die Gesellschaft zum ersten Male auch Gast der 1972 eröffneten Gesamt-Hochschule, in deren Aula die Generalversammlung eröffnet wurde, und die uns auch in diesem Jahr wie die Katholisch-Theologische Fakultät, gastlich entgegenkommt. So gilt mein herzlicher Gruß für Stadt und Kreis Paderborn Herrn Bürgermeister *Heinz Paus* und Herrn Landrat *Rudolf Wansleben*, Frau *Eva Kremliczek*, der Vorsitzenden der SPD-Ratsfraktion, Herrn *Dr. Günther Lobin*, dem Vorsitzenden der FDP-Ratsfraktion, für die Universitäts-Gesamthochschule Magnifizienz Professor *Dr. Wolfgang Weber* und für die Katholische Fakultät Paderborn Magnifizienz Professor *Dr. Knut Backhaus*, dem ich noch einmal herzlich danke für seinen Einführungsvortrag. Stellvertretend für den weiten Universitäts- und Forschungsbereich begrüße ich die Rektoren der Universitäten Mainz und Potsdam, die Herren Professoren *Dr. Josef Reiter* und *Dr. Wolfgang Loschelder*, und aus Lissabon die Vizerektorin der Katholischen Universität Lissabon Frau Professor *Dr. Maria da Gloria Garcia*. Und ebenso gilt mein Gruß Frau Dekanin Prof. *Dr. Agnes Wuckelt* von der Paderborner Abteilung der Katholischen Fachhochschule Köln und nicht zuletzt unserem Paderborner Ortsausschuß, den Herren Prof. *Dr. Josef*

Meyer zu Schlochtern, Dr. Franz-Josef Drewes und Prof. Dr. Wolfgang Thönissen.

1997 tagte auf der Passauer Generalversammlung erstmals im Rahmen der Sektionsveranstaltungen der Sektion Philosophie die neugegründete Abteilung für Religionswissenschaft, Religionsgeschichte und Ethnologie und 1999 wurde in Potsdam die Gründung einer Abteilung für Slawische Philologie (– zugeordnet den philologischen Sektionen –) beschlossen. Im Namen des Vorstandes kann ich der diesjährigen Mitgliederversammlung vorschlagen, diese beiden Abteilungen nunmehr zu Sektionen zu erheben, denen ich viel Erfolg und regen Zuspruch wünsche.

Bereits auf der Generalversammlung 1998 in Göttingen konnte ich darauf verweisen, daß die großen Unternehmungen, die die Görres-Gesellschaft seit ihrer Gründung in Angriff genommen hatte, durchweg erfolgreich abgeschlossen werden konnten, so z.B. das Staatslexikon oder die Edition der Akten des Trienter Konzils. Nenne ich diese Namen, die bereits mit den Anfangsjahren unserer Gesellschaft verbunden sind, so darf daran erinnert werden, daß beide Unternehmungen auch mit dem Hause Herder verbunden sind. 1882 wurde in Paderborn die Herdersche Buchhandlung in München als Kommissionsverlag für das Staatslexikon bestimmt. Der Verlag Herder konnte vor einigen Tagen sein 200-jähriges Jubiläum feiern, und so sage ich dem Chef des Hauses Herder, Herrn *Dr. Manuel Herder*, von Paderborn aus die besten Glückwünsche.

Nach Abschluß der 7. Auflage des Staatslexikons bildeten wir einen besonderen Schwerpunkt auf dem gerade in unseren Tagen so aktuellen Felde der ethischen Diskussion. Das dreibändige Lexikon der Bioethik liegt seit 1998 vor, und 1999 konnte das vierbändige Handbuch der Wirtschaftsethik vorgestellt werden. Eine Erweiterung unserer Aktivitäten auf diesem Felde stellt auch die Übernahme der „Zeitschrift für medizinische Ethik“ dar. Daß unsere traditionellen Schwerpunkte auch weiterhin gepflegt und ausgeweitet werden, wird durch neue Aktivitäten des letzten Jahrzehnts nachhaltig unterstrichen. So haben wir seit dem Jahre 2000 die Herausgabe der „Fontes Christiani“ (– die zweisprachige Neuausgabe christlicher Quellentexte aus Altertum und Mittelalter–) in unsere Obhut genommen, und daß von den in den 60er Jahren wieder belebten „Rechts- und Staatswissenschaftlichen Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft“ in diesen Tagen Band 100 erscheint, sei schließlich auch angemerkt.

Konnte ich 1976 auf der Hundertjahrfeier in Koblenz den Beschluß bekanntgeben, die Neuauflage des Staatslexikon in Angriff zu nehmen, so kann ich heute mitteilen, daß wir die Reihe unserer großen Sammelwerke um ein mehrbändiges „Handbuch der Pädagogik“ bereichern wollen. Eine Arbeitsgruppe hat inzwischen mit den Vorarbeiten begonnen, und ich hoffe, daß ich die Konzeption des geplanten Werkes bald vorstellen kann. Der Erfolg eines solchen Werkes wird uns beschieden sein, wenn wir auch hier auf so eifrige Mitarbeit in unserer Gesellschaft zählen können, wie wir sie bei den anderen Gemeinschaftswerken erfuhren.

Seit einigen Jahren ist in Deutschland die Wissenschaft in das Zeitalter der Evaluierung eingetreten, wo immer auch nur eine staatliche Mark fördernd gewährt wird, stellt sich bald eine Evaluierungskommission ein. So wurde auch die Görres-Gesellschaft im Auftrag des Landes Nordrhein-Westfalen evaluiert, gemeinsam mit sechs anderen außeruniversitären „Geistes- und Gesellschaftswissenschaftlichen Instituten des Landes Nordrhein-Westfalen“. Dem Unternehmen konnte ich getrost entgegensehen, erst wenige Jahre zuvor hatte uns eine Evaluierungskommission des Landes Bestnoten ausgestellt, die Publikationen der Görres-Gesellschaft als „bedeutenden Bestandteil der deutschen Forschung im 19. und 20. Jahrhundert“ gepriesen und „angesichts des erfolgreichen Wirkens“ eine Erhöhung des Landeszuschusses angeregt. Dazu kam es freilich nicht, wohl aber zu einer empfindlichen Kürzung, verbunden mit einer Anregung des nordrhein-westfälischen Finanzministeriums, unsere Personalkosten zu senken. Da wir aber rein ehrenamtlich tätig sind, wie bekannt nicht einmal über eine hauptamtliche Geschäftsstelle verfügen, konnten wir dieser Anregung nicht nachkommen, ganz offensichtlich hatte man im Finanzministerium unsere im Evaluierungsbericht besonders gerühmten Habilitationsstipendien mit Personalkostenansätzen verwechselt.

Wie singulär die Stellung der Görres-Gesellschaft im Kreis der evaluierten geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Institute im Lande Nordrhein-Westfalen ist, belegt nichts eindrucksvoller als die Tatsache, daß bei der Berechnung der Finanzierungsmodalitäten der vom Lande gewährten Förderung die Görres-Gesellschaft nicht einbezogen wurde, um die Durchschnittswerte nicht zu stark nach unten zu belasten.

Während alle anderen Institute über hauptamtliche Kräfte verfügen, so z.B. über Direktoren, Geschäftsführer, wissenschaftliche Mitarbeiter

und Sekretariatsstellen, ist die Leitungs- und Arbeitsstruktur unserer Gesellschaft ausschließlich vom Ehrenamt geprägt. Der Evaluierungsbericht rühmt die wissenschaftliche Breite und Effizienz unserer Gesellschaft, ihre Publikationsfülle und ihre Stipendientätigkeit. Die Rühmung erfreut, sollte jedoch im Kontext der Feststellung des Berichtes gelesen werden: „Nordrhein-Westfalen fördert die Institute jährlich mit rd. 7,0 Millionen DM“. Da bleibt von mir hinzuzufügen: „Davon entfallen auf die Görres-Gesellschaft 3%“. Für diese Förderung (–sie wurde in den beiden letzten Jahren schon empfindlich gesenkt–) sind wir dankbar. Der jüngste Evaluierungsbericht fügt dem uns reichlich gespendeten Lob zwei Anregungen bei, deren Adressaten sowohl das Land Nordrhein-Westfalen wie die Görres-Gesellschaft sind. Er beschließt seine Stellungnahme wie folgt: „Um die ehrenamtliche wissenschaftliche Arbeit der Görres-Gesellschaft in Zukunft sicherzustellen, ist die Einrichtung einer kleinen Geschäftsstelle mit einem hauptamtlichen Geschäftsführer und weiteren Mitarbeitern notwendig. Zu diesem Zweck sollte das Land Nordrhein-Westfalen den Zuschuß für die Gesellschaft, der gegenwärtig rund 10% der Gesamteinnahmen der Görres-Gesellschaft beträgt, in angemessener Weise erhöhen. Daneben sollte die Görres-Gesellschaft die gegenwärtig relativ niedrigen Mitgliedsbeiträge auf einen vergleichsüblichen Betrag anheben“. Soweit hier die Görres-Gesellschaft angesprochen ist, wird sie der Anregung nachkommen, zumal diese sich mit den Überlegungen deckt, die schon seit längerer Zeit in ihrem Vorstand erwogen werden; ich bin sicher, die Mitgliederversammlung wird die notwendigen Beschlüsse fassen. Die Einrichtung einer hauptamtlichen Geschäftsstelle (–wir hoffen, sie kann ab 2003/4 im Albertinum in Bonn realisiert werden–) setzt freilich eine entsprechende Erhöhung des institutionellen Zuschusses voraus, sie kann nicht auf dem ja recht schwankenden Boden von Spenden verantwortet werden.

So bleibt in Übereinstimmung mit dem Evaluierungsbericht die nachdrückliche Bitte an das Land, die institutionelle Förderung der Görres-Gesellschaft derjenigen Förderung entsprechend anzugleichen, die das Land den gemeinsam mit der Görres-Gesellschaft evaluierten Instituten gewährt. Die Bitte mindert nicht den Dank, will ihm nur die Dauer sichern.

Vor hundert Jahren, auf dem ersten Jubelfest der Gesellschaft, begleitete ein reichhaltiges Musikprogramm die Tagung am Zusammenfluß von Mosel und Rhein. Zwar war die Görres-Gesellschaft mit der preußi-

schen Kulturpolitik noch nicht versöhnt, aber anders stand es mit der Armee, deren Militärkapelle am Eröffnungsabend der Generalversammlung kräftig aufspielte, und so erklangen denn wohl Piefkes Weisen in der Görres-Gesellschaft. An Chören und Märschen war man uns damals über, wir gleichen es durch ein Mehr an wissenschaftlichen Beiträgen aus. Musikalisch erfreut uns heute das Trio der Musikhochschule Detmold, dem jetzt schon herzlich gedankt sei. Für Sie alle verbinde ich mit diesem Dank den Wunsch für fruchtbare Tage in Paderborn und auch die Hoffnung, viele von Ihnen im nächsten Jahr in Erfurt begrüßen zu können. Und mit Dank und Hoffnung sei diese Generalversammlung eröffnet.

Immer noch Wald von Paderborn, die
Gesellschaft haben Sie sich nicht...

Das hat die Görres-Gesellschaft
können Sie auch das Jahr
vielen Jahren, und die
Paderborn, das ist ein
wunderbar...

Die ist nicht zu einem
lichen Wundert, das ist
darüber ist es nicht, das
eines Landes, in ganz
per den Dialekt der Westmänner...

Im Mittelpunkt ihrer Gesamtsitzung
beachtendes Tagesprogramm mit
spannend und wichtig sind und die
wissenschaftlichen und wissenschaftlichen...

Ihr Programm macht deutlich, daß in Wissenschaft und Forschung
in Bewegung geraten ist. Vielleicht muß man bei der eigenen Bemerkung
gelassen ist - denn ruhige Zeiten gab es dort eigentlich nie.

* Einmal den Wunsch von Herrn Ministerialrat...
... die Herr Ministerialrat...
... Stellen von dem Ministerialrat...

Ansprache von Ministerpräsident Wolfgang Clement bei der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft am 30. September 2001*

I

Ich heiÙe Sie hier in der Kaiserpfalz Paderborn, in unserem Land Nordrhein-Westfalen ganz herzlich willkommen.

Mit der Wahl von Paderborn als Ort Ihrer diesjähri-gen Generalversammlung haben Sie sich vom Rheinland ein gutes Stück entfernt.

Dort hat die Görres-Gesellschaft ihre historischen Wurzeln, dort in Köln ist sie nach dem Krieg neu gegründet worden, doch sie beweist seit vielen Jahrzehnten, nicht allein in diesen Tagen und mit der Wahl von Paderborn, daß sie weit über ihre rheinischen Ursprünge hinaus gewachsen ist.

Sie ist längst zu einem festen und wertvollen Teil der nordrhein-westfälischen Wissenschaftslandschaft insgesamt geworden, und wir sind froh darüber und stolz darauf, daß sie auf dieser Basis über die Grenzen unseres Landes hinweg, in ganz Deutschland und in vielen Ländern Europas den Dialog der Wissenschaften voranbringt.

II.

Im Mittelpunkt Ihrer Generalversammlung steht bis zum Mittwoch ein beeindruckendes Tagungsprogramm mit einer Fülle von Themen, die spannend und wichtig sind und die es verdienen, im Dialog der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vertieft zu werden.

Ihr Programm macht deutlich, daß in Wissenschaft und Forschung viel in Bewegung geraten ist. Vielleicht muß man besser sagen: in Bewegung geblieben ist – denn ruhige Zeiten gab es dort eigentlich nie.

* Entsprechend dem Wunsch von Herrn Ministerpräsident Clement weisen wir darauf hin, daß Herr Ministerpräsident Clement bei seiner in Paderborn gehaltenen Rede an einigen Stellen von dem hier abgedruckten Text abgewichen ist.

Aber mein Eindruck ist doch, daß Wissenschaft und Forschung sich heute besonders deutlich als prägende und bestimmende Elemente moderner Gesellschaften erweisen.

Wir verdanken Wissenschaft und Forschung unsere moderne Existenz und wir bleiben auch in Zukunft auf sie angewiesen.

Vor allem Wirtschaft und Technik leben vom ständigen Fluß neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse und neuer Forschungsanwendungen.

Professor Jürgen Mittelstrass hat unsere heutige Welt mit dem Begriff „Leonardowelt“ bezeichnet.

Damit wollte er ausdrücken: Der moderne Mensch ist – wie Leonardo da Vinci es war – Wissenschaftler, Ingenieur und Künstler zugleich und lebt in einer Welt, die (Zitat)

„das Werk des Menschen ist und in der sich der Mensch als homo faber ständig in seinen eigenen Werken begegnet.“

Das beschreibt die Situation, in der sich Wissenschaft und Forschung, aber auch Politik, Wirtschaft und Gesellschaft heute befinden.

Wir begegnen uns in unseren eigenen Werken, oft zu unserer Freude, aber zuweilen auch zu unserem Erschrecken.

Natürlich müssen wir uns selbst fortwährend mit den abzusehenden und gewollten, aber eben auch mit den möglichen und unvorhergesehenen Folgen unseres Handelns konfrontieren.

Das „Prinzip Verantwortung“ (Hans Jonas) umfaßt beides.

Und dieses Prinzip gilt auch für Wissenschaft und Forschung. Auch sie müssen sich den Folgen ihres Handelns verantwortlich stellen.

III.

Die Debatte um „Biopolitik“, „Gentechnik“ und „Reproduktionsmedizin“ verdeutlicht wie kaum eine andere, wie schwierig und zugleich wie notwendig es ist, diese Verantwortung zu übernehmen.

Auch Sie werden diese wichtigen Themen auf Ihrer Tagung ansprechen.

Das Spannungsfeld, in das wir uns hier begeben, müssen wir gemeinsam auf das Sorgfältigste austarieren, denn auflösen werden wir es nicht.

Und wir müssen dabei – im wörtlichen Sinne – all unseren Verstand zusammen nehmen und ich meine damit die Notwendigkeit, wirklich alle Wissenschaftler und Disziplinen einzubinden.

Dabei haben gerade neben den Naturwissenschaften die Geistes- und Kulturwissenschaften ihre wichtige Rolle. Sie geben mit Kritik, Einspruch und Zuspruch Denkanstöße, sie eröffnen Diskurse und schaffen Orientierung.

Die Kulturwissenschaften müssen demnach mehr tun, als eine Begleitmusik zu spielen, die durch die Wände der Forschungslabors nicht hindurchdringt. Sie müssen vielmehr den basso continuo einer gesamtgesellschaftlichen Diskussion und Entscheidungsfindung anstimmen.

Die Debatte über Nutzen und Risiken der neuen Techniken muß die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit führen, die Antworten können und dürfen wir den Forschern nicht allein überlassen – und wir dürfen sie damit auch nicht allein lassen.

In dieser Debatte geht es im Kern um zwei Fragen:

Erstens: Wie bringen wir zuwege, daß die moralische Urteilsfähigkeit unserer Gesellschaft mit dem rasanten Innovationstempo in den Biowissenschaften Schritt halten kann?

Zweitens: Wie können wir eine Ethik des Heilens und Helfens mit der Achtung vor der Schöpfung und dem Schutz des Lebens in Einklang bringen?

Ich bin zuversichtlich, daß uns beides gelingt, denn unsere Werteordnung ist stark und gefestigt.

Wir müssen dazu einen Weg beschreiten, auf dem wir – bei so viel wissenschaftlicher Freiheit wie möglich und so viel gesellschaftlicher Kontrolle und ethischer Begleitung wie nötig – zu einem tragfähigen Kon-

sens kommen in der Abwägung der Chancen und Risiken wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts.

So werden uns nach meiner Überzeugung Entscheidungen möglich, die uns die Erkenntnisse der modernen biowissenschaftlichen Forschung menschenwürdig nutzen lassen.

Wir haben diesen Konsens bei der Forschung an humanen Stammzellen noch nicht in allen Punkten erreicht, aber wir können nach meinem Eindruck inzwischen eine erhebliche Versachlichung der Debatte feststellen.

Zunehmend wird deutlich, wie differenziert die Zusammenhänge tatsächlich sind – auch im ethisch-rechtlichen Bereich – und zunehmend wird auch deutlich, daß von allen Seiten mit großem Ernst und mit der Bereitschaft diskutiert wird, zu verantwortbaren Entscheidungen zu kommen.

Denn am Ende werden Entscheidungen stehen müssen.

Die Ethikkommission des Deutschen Bundestages will im Oktober ihren Teilbericht mit Empfehlungen zum Thema Stammzellenforschung vorlegen.

Der Bundestag wird sich mit diesem Bericht auseinandersetzen und eine Empfehlung abgeben. Im Anschluß daran wird die vom Bundeskanzler eingesetzte Ethikkommission das Thema diskutieren.

Ich finde es richtig, daß wir uns die dafür nötige Zeit genommen haben, aber klar sollte auch sein:

Die DFG wird im Dezember über den Antrag entscheiden, den die Bonner Wissenschaftler vor eineinhalb Jahren zur Stammzellenforschung vorgelegt haben.

Wohl kaum ein anderes Projekt der Genforschung ist intensiver begleitet und geprüft worden als der Bonner Antrag. Und nur bei öffentlicher Forschung können wir eine so enge Begleitung und damit auch Transparenz und Kontrolle überhaupt sicherstellen.

Natürlich kann und will ich den Ergebnissen dieses gestuften Prozesses nicht vorgreifen.

Nach allem, was ich aus vielen Diskussionen und auch Auseinandersetzungen zu diesem Thema wahrnehme, kann ich mir ein Ergebnis vorstellen, das die Erforschung von adulten Stammzellen in den Mittelpunkt stellt, die Erforschung embryonaler Stammzellen aber nicht ausschließt.

Denn wir werden die molekularen Differenzierungsprozesse von Stammzellen erst dann verstehen können, wenn die Forschung an embryonalen Zellen des Menschen möglich ist und vorankommt.

Aus Tierversuchen wissen wir um das enorme Heilungspotential, das durch diese Forschung erschlossen werden kann. Ich sage bewußt kann, denn der Weg ist lang und führt an vielen Unwägbarkeiten vorbei.

Dennoch können wir nach meiner Überzeugung angesichts solcher Heilungschancen, gerade für einige der bisher nicht oder schwer zu behandelnden Krankheiten, auf die Erforschung dieser Chancen nicht verzichten. Wichtig sind dabei Transparenz, Offenheit und klare Regeln, wenn irgend möglich auch international gültige Regeln.

III.

Für die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft haben Sie ein umfangreiches Programm erarbeitet.

Die Palette der wissenschaftlichen Vorträge und Diskussionen macht deutlich, wie stark die Görres-Gesellschaft nach interdisziplinärer Kooperation strebt.

Diejenigen, die heute und in den nächsten Tagen hier zusammen kommen, sind der Wissenschafts- und der Forschungsförderung verpflichtet.

Besonders die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die Sie sich auf Ihre Fahnen geschrieben haben und mit großem Erfolg betreiben, ist von unschätzbarem Wert für unsere Wissenschaft insgesamt.

Sie haben internationale Kontakte bereits zu einer Zeit geknüpft, in der der Blick über nationale Grenzen nicht selbstverständlich und Begriffe wie Europäisierung, Globalisierung noch unbekannt waren.

(Bereits 1888 unterhielt die Gesellschaft Institute in Rom, seit 1908 in Jerusalem und seit 1926 in Madrid. Später kam noch Lissabon (1962) hinzu.)

Sie hat im Laufe der Zeit ihren ursprünglich in den Geisteswissenschaften liegenden Schwerpunkt auch auf andere Gebiete ausgeweitet.

Heute nimmt sie Naturwissenschaften und Technik, politische und Kommunikationswissenschaften ebenfalls in den Blick.

Seit ihrer Gründung hat sie, auch das scheint mir erwähnenswert, auf hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verzichtet, um ihre sehr knappen Mittel voll für die Forschungsförderung einsetzen zu können.

Sie erbringt Forschungsleistungen, die national wie international große Anerkennung finden.

Das hat eine Arbeitsgruppe von externen Wissenschaftlern im Auftrag der Landesregierung im Frühjahr diesen Jahres der Gesellschaft bescheinigt.

Dieser Anerkennung will ich mich ausdrücklich anschließen. Die Gesellschaft wird auch weiterhin auf die Unterstützung des Landes bauen können. Sie muß dabei auch nicht so knapp bleiben, wie es uns die gegenwärtige Haushaltslage gebietet.

IV.

Bis zum Mittwoch werden Sie sich in den öffentlichen Vorträgen und den Sektionsveranstaltungen von der Vitalität und der Leistungskraft der Görres-Gesellschaft überzeugen.

Denjenigen unter Ihnen, die Erträge ihrer wissenschaftlichen Arbeit vorstellen, wünsche ich die gebührende Aufmerksamkeit und Ihnen allen fruchtbare wissenschaftliche und persönliche Gespräche.

Hans Michael Körner

**Laudatio auf Laetitia Boehm
anläßlich der Verleihung des Ehrenrings
der Görres-Gesellschaft am 30. September 2001
in Paderborn**

Nicht von den Schwierigkeiten der Nachfolger ist hier zu reden, die bei der Leitung der Sektion für Geschichte der Görres-Gesellschaft und in der Herausgeberschaft des Historischen Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft nur versuchen können, Ihr Erbe – sehr verehrte, liebe Frau Boehm – fortzuführen. Weit eher kann in der Wiederholung des Dankes der Kern einer Laudatio für den heutigen Anlaß angesiedelt sein.

Dieser Dank zielt auf 26 Jahre Sektionsleitung, auf 23 Bände des Historischen Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft.

1974, eben hier in Paderborn, hat Laetitia Boehm zum ersten Mal die Sektion geleitet, 1999 in Potsdam zum letzten Mal. Vom Mittelalter über die Neuzeit bis zur Zeitgeschichte, von der Kirchen- und Geistesgeschichte bis zur Wirtschafts- und Militärgeschichte reicht das Spektrum der verhandelten Gegenstände, vom sicheren Zugriff Laetitia Boehms auch auf schwierige Themen sind die Tagungsprogramme gezeichnet, von der Bereitschaft, in bemerkenswerter Zahl junge Nachwuchskräfte unter ihre Fittiche zu nehmen.

Und vom Band 97/98 bis zum Band 120 des Historischen Jahrbuchs verbarg sich hinter der dezent-spröden Bezeichnung „Schriftleitung“ ein Engagement, das Umsicht mit Urteilsvermögen, Verbindlichkeit mit Kontaktfreude, Sorgfalt mit Pünktlichkeit verband, ein Engagement, das der Görres-Gesellschaft und der historischen Zunft verpflichtet war, ein Engagement, dem Frau Boehm andere, eigene Pläne oft unterordnete.

Sektion und Jahrbuch also: So biographisch zentral und die Arbeitsbelastung dominierend diese doppelte Verantwortlichkeit auf den ersten Blick scheint, das ganze Profil der Wissenschaftlerin und akademischen Lehrerin Laetitia Boehm erhellt sich doch erst, wenn man einen zweiten